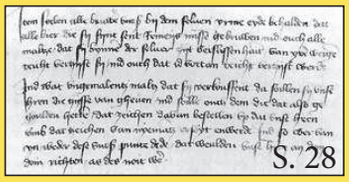
MEDIASCHER INFOBLATT

Mediascher Zeitung

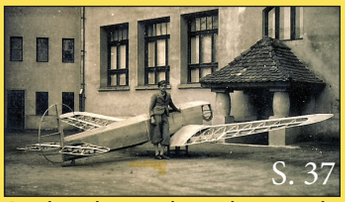
Herausgegeben von der Heimatgemeinschaft Mediasch e. V., 13. Jahrgang, Heft Nummer 23, Juni 2012

Majalis 2012 im Hienz-Grund

Jugendseite: Meine Skiferien 2012 / Leseecke



Alte Urkunden aufspüren – langweilig? (Die Mediascher Zunfturkunden, 1. Folge: Ein Krimi von Hansotto Drotloff)



Rucksack- und andere Hubschrauber (Hellmuth Binder)

Femgericht (hier im Urlaub)

Beilage: ›Der Medwescher Tramiter‹ – das Blatt der HG Mediasch in siebenbürgisch-sächsischer Mundart

Seite 25 – Im Obernberger Tal: Klaus Simonis, Hans Werner, Petra Maurer, Carmen Heiser, Bela Biro, Lisbeth Kassargian, Catherine Roth, Reinhold Kraus
Ulf Schaser

Seite 9 – Das unter der Schulleiterin Inge Jekeli ausgebaute Dachgeschoss der ehemaligen Volksschule beherbergt heute geräumige Klassenzimmer.
Daniela Oprean

INHALT

Stephan-Ludwig-Roth-Gedenkhaus wieder eröffnet .. 2
Editorial .. 3
Neues aus der Heimatgemeinschaft Mediasch e.V. .. 4
Allerlei aus der Arbeit des Vorstands .. 4
Index für Mediascher Zeitung / Mediascher Infoblatt .. 5
100 Jahre Neubau des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums .. 6
Lebendige Kirche .. 6
„Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ .. 6
Neue Orgellampe für Margarethenkirche .. 7
Berichte aus Mediasch .. 8
Alarmstufe Rot im Zentralforum .. 8
Die Hermann-Oberth-Schule .. 8
Die beste Schule der Welt. .. 9
Beeindruckt von der Vielseitigkeit und den Chancen .. 9
Ein ganz besonderes Lehrbuch .. 10
Mediascher Kinderchor auf Reisen .. 11
Meine erste Schule .. 12
Zwei Mediascher auf Deutschland-Fahrt .. 14
Kulturvereinigung „Ponte“ in Mediasch gegründet .. 16
Jugendseite .. 18
Skifahren in Montafon .. 18
Die Leseecke .. 19
Welt der Berge .. 20
Bergsteigen und Orientierungslauf in Mediasch 1985 bis 1990 .. 20
Skitour-Wochenende am Brenner .. 24
Eine Studie über freilaufende Sachsen im Gelände .. 25
Geschichte und Kultur .. 28
Alte Akten und Dokumente – Einfach nur langweilig? .. 28
Im Lager in Karakal (Schluss) .. 32
Seldwyla an der Kokel .. 36
Flucht mit dem Rucksackhubschrauber? .. 37
Stufen der Entwicklung .. 41
Menschen aus Mediasch .. 37
Dr. Gustav Göckler, Stadtpfarrer in Mediasch von 1941 bis 1962 .. 43
Post scriptum .. 50
Abschied von Dora Abalaşei, geb. Caspari .. 51
Fritz Feder (1923 bis 2012) .. 53
Fritz Feder prägte din Rheinplatz .. 54
Heiteres zur Familiengeschichte .. 55
Das Femgericht .. 56
Leser erinnern sich .. 55
Frühlings-„Idylle“ in Mediasch (Steingasse Nr. 15) .. 59
Mediascher Studenten in Kronstadt .. 61
Der schlimmste Tag in meinem Leben .. 71
Spendenliste .. 72
100 Jahre Neubau des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums .. 73

In letzter Minute:

Stephan-Ludwig-Roth-Gedenkhaus wieder eröffnet

In der Stadt Mediasch wurde der 11. Mai 2012, der 163. Jahrestag der Hinrichtung Stephan Ludwig Roths auf dem Schlossberg in Klausenburg, mit einem ganz besonderen Ereignis begangen: Nach gründlicher Renovierung wurde das Gedenkhaus in der Steingasse Nr. 10 feierlich wieder eröffnet. An dem Haus, in dem Roth während seiner Zeit als Lehrer und Gymnasialrektor in Mediasch (1821 bis 1837) gelebt hatte, erinnerte schon seit langer Zeit eine Gedenktafel an sein Wirken am dortigen Gymnasium. Am 25. September 1970 wurde dann eine Gedenkausstellung in der vorderen Wohnung des Hauses eröffnet.

Indem wir der Leitung des Museums dafür gratulieren, das Gedenkhaus modernisiert und wieder eröffnet zu haben, wollen wir alle Interessierten, die durch Mediasch reisen sollten, ermuntern, einen Abstecher in das Gedenkhaus zu machen. In unserem nächsten Heft werden wir eine Reportage über das Museum bringen.

red

Neueröffnung am 11. Mai 2012 im Gedenkhaus (rechts im Bild: Bürgermeister Teodor Neamțu) *Museum Mediasch*

Das Haus Steingasse 10 mit Roths Lehrerwohnung vor 100 Jahren *HG Mediasch*

Besucher sprechen bitte bei einem Besuch am Zekesch (Str. Viitorului 46) bei der Museumsleitung vor oder melden sich telefonisch oder per E-Mail an: Tel. 0369-445024 (geöffnet Dienstag bis Sonntag 9-17 Uhr) Email: muzeulmedias@yahoo.com

Das *Mediascher Infoblatt* versteht sich als Nachrichten- und Informationsplattform der Heimatgemeinschaft Mediasch e.V. von und für ihre Mitglieder, für Mediascher und Mediascherinnen sowie für Freunde und Sympathisanten der Stadt.

Herausgeber:	Heimatgemeinschaft Mediasch e.V. – Tutzing, eingetragen beim AG München (VR 71208)
Anschrift:	St. Gallen Ring 198, D-90431 Nürnberg
E-mail/Internet:	hg-mediasch@kabelmail.de / www.mediasch.de
1. Vorsitzender/Vize:	Günther Schuster, Nürnberg / Alfred Gökeler, Balingen; Horst Buresch, München
Redaktionsteam:	Günther Schuster (verantwortlich), Ingrid Fillinger, Dr. Hansotto Drotloff, Wolfgang Lehrer, Wolfgang Untch und Wilfried Römer
Anschrift Redaktion:	St.-Gallen-Ring 198, 90431 Nürnberg, Tel. 0911-612405, E-Mail: hg-mediasch@kabelmail.de
Mitarbeit:	Logistik: Pfarrer Gerhard Servatius-Depner, Mediasch
Versand:	Erika und Friedrich Ungar, Mediasch
Erscheinungsort/-art:	Nürnberg und Mediasch / zwei Mal jährlich

Beiträge sind schriftlich bei der Redaktion oder bei den Herausgeber einzureichen. Namentlich oder mit Signum gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder, die nicht unbedingt mit der Meinung des Herausgebers übereinstimmen muss.
Der Bezug ist im Mitgliederpreis enthalten. Wir bitten darüber hinaus um Spenden. Bitte überweisen Sie Beiträge, Spenden oder Gräberpachtzahlungen stets mit Angabe des Verwendungszwecks an die unten stehende Bankverbindung:

Banküberweisungen: Spk Fürstenfeldbruck, Konto 13 04 393, BLZ 700 530 70, IBAN: DE 81 7005 3070 0001 304393, SWIFT-BIC: BYLADEM1FFB

Umschlag, Umschlagfoto und Layout: Anselm Roth

© 2012 Heimatgemeinschaft Mediasch e.V. & Anselm Roth / SV

Schiller Verlag Bonn – Hermannstadt
Strada Mitropoliei 30
Sibiu / Hermannstadt
www.schiller.ro
verlag@schiller.ro
Tel.0040-269-221060

Gedruckt bei Alföldi Nyomda in Debrecen / Ungarn

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser

Sie haben es sicher sofort bemerkt: Das *Mediascher Infoblatt*, dass Sie heute in Händen halten, sieht anders aus als gewohnt! Hoffentlich kommen Sie zum gleichen Urteil wie wir, die Redaktion: Ansprechender, moderner – und von seiner graphischen Qualität wirkt es nahezu wie ein Sprung in eine andere Dimension. Vom Inhaltlichen will es wie gewohnt anspruchsvoll, breit gefächert, kurzweilig und vor allem – wie immer – erkennbar bemüht sein, möglichst Vielen etwas Lesenswertes zu bieten. Die folgenden Zeilen aus Friedrich Schillers Gedicht „Sprüche des Konfuzius" sind schon immer Motto und Antriebsfeder unseres Wirkens für die Leser gewesen:

„Rastlos vorwärts musst du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Musst in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe musst du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit."

Die Erfolgsgeschichte der Publikationen der ausgewanderten Mediascher Sachsen begann vor über 31 Jahren mit der Herausgabe der *Mediascher Zeitung*. Diese erschien von 1981 bis 2001 alle drei Jahre anlässlich der *Großen Mediascher Treffen* in Kufstein.

In dieser Zeitspanne erschienen insgesamt acht reguläre Ausgaben und 1995 zusätzlich eine Festschrift zum Gedenken an 50 Jahre seit der Deportation nach Russland, die an die Teilnehmer der Treffen in Kufstein verteilt wurden.

Nach Gründung der Heimatgemeinschaft Mediasch e. V. im Jahre 1999 wurde die Notwendigkeit einer in kürzeren Abständen erscheinenden Nachrichten- und Informationsplattform für den Verein schnell offensichtlich. Bereits im Jahre 2000 begründete der im gleichen Jahr zum Verein gestoßene Günther Schuster das *Mediascher Infoblatt*, das in seiner noch bescheidenen ersten Ausgabe im Dezember 2000 Informationen und Berichte zu dem im darauffolgenden Jahr anstehenden *Großen Mediascher Treffen* lieferte.

Seit 2001 erscheint die Publikation der HG-Mediasch e. V. unter dem Namen *Mediascher Infoblatt / Mediascher Zeitung* nunmehr zwei Mal jährlich, so dass wir bereits auf die stattliche Zahl von insgesamt 22 ausgelieferten Heften zurückblicken können. Wir sind stolz darauf, eine weitestgehend positive Bilanz ziehen zu können.

Das *Infoblatt* hat nicht nur eine hohe Akzeptanz und ein ständig steigendes Interesse bei seinen Lesern erwerben und aufbauen können, sondern hat sich mittlerweile auch zum wichtigsten Bindeglied zwischen den in der ganzen Welt verstreut lebenden Mitgliedern und Freunden der HG entwickelt. Neben den beiden bisher erschienenen Mediasch-Büchern stellt es die wohl umfassendste niveauvolle Quelle über das Leben im früheren und heutigen Mediasch aus sächsischer Sicht dar. Zahlreiche Autoren liefern Beiträge zu den vielfältigsten Themen.

Ganz im Sinne von Schillers oben angeführten Zitates „Rastlos vorwärts musst du streben, nie ermüdet stille stehn ..." kam Günther Schuster bald auf die Idee, das *Infoblatt* mit einer Beilage in sächsischer Mundart zu bereichern, um damit nicht nur die Attraktivität der HG-Publikationen weiter zu erhöhen, sondern vielmehr, um auch einer alten Mediascher Tradition gerecht zu werden: In der *Sylvesterzeitung des Mediascher Turnvereins* und in den *Noberschuftskalendern* bedienten sich unsere Altvorderen häufig der Mundart für die scherzhafte Selbstkritik.

So liegt dem *Infoblatt* nun schon seit Mai 2005 als Beilage der *Medwescher Tramiter* bei. Mit seinen mittlerweile 14 erschienenen Heften ist er derzeit die einzige periodisch erscheinende Publikation in unserer Mundart – und das weltweit!

Nach dem bisherigen Konzept hatte unser Verein sehr geringe externe Kosten für Herstellung und Versand der Publikationen *Mediascher Infoblatt* und *Medwescher Tramiter*. Trotz kontinuierlicher Verbesserungen der graphischen Qualität der Bilder in den einzelnen Ausgaben wurden im Laufe der Zeit aber auch Defizite erkennbar. Dazu gehören zum einen das relativ kleine Redaktionsteam (bestehend aus G. Schuster, H. Drotloff, W. Römer, W. Untch, I. Fillinger), zum anderen aber vor allem die sich ausweitenden technischen Probleme beim Layouten und dem Folienausdruck infolge veralteter Soft- und Hardware und der damit einhergehenden stark steigenden Belastung von Günther Schuster, der den technischen Teil der Arbeit seit der ersten Ausgabe 2000 sozusagen im Alleingang erledigt hat.

Den geringen Herstellungskosten stand somit ein pekuniär nicht aufzurechnender Verbrauch von mentaler und emotionaler Energie bei allen Beteiligten entgegen. Aus diesen Gründen wurde ein verbessertes und zeitgemäßes Konzept für die Herstellung unserer Vereinspublikationen vorgestellt, erörtert und vom Vorstand beschlossen. Ihm zufolge sammelt und bearbeitet die Redaktion weiter Beiträge, erstellt eigene und wertet die Dokumentationsarbeiten im Rahmen des Archivs weiter aus. Layout und Druck wurden nach Auswertung unserer finanziellen Möglichkeiten mit einschlägigen Angeboten schließlich in die professionellen Hände des Schiller Verlags Hermannstadt gegeben. Der Versand bleibt weiterhin bei der Kirchengemeinde in Mediasch.

Das Redaktionsteam freut sich, Ihnen als einen weiteren Schritt zur Würdigung der Wichtigkeit der Publikationen der Heimatgemeinschaft Mediasch e. V. unsere vorliegende Ausgabe Nr. 23 des *Mediascher Infoblattes* vorstellen zu dürfen und wünscht allen Lesern viel Spaß und Freude beim Lesen, Schauen und Genießen! *Günther Schuster*

Neues aus der Heimatgemeinschaft Mediasch e.V.

Allerlei aus der Arbeit des Vorstands

von Hansotto Drotloff

Der erweiterte Vorstand der HG Mediasch traf sich am 12. Februar 2012 zu seiner ersten regulären Sitzung diesen Jahres im „Haus der Heimat“ in Nürnberg.

Der Vorstand nach der Sitzung im „Haus der Heimat“

Zunächst wurden Themen erörtert, die die allgemeine Vereinssituation betrafen. Die HG zählt derzeit 906 Mitglieder. Das bedeutet, dass der Mitgliederstamm weiterhin leicht ansteigt. Der Vorstand nimmt dies erfreut zur Kenntnis, betont jedoch gleichzeitig erneut, wie wichtig es sei, jüngere Mediascher zum Beitritt und zur aktiven Mitarbeit in der HG zu gewinnen, um den Verein zukunftsfähig zu machen. Der Vorstand trifft im Mai 2012 zu einer zweitägigen Klausur zusammen, bei der es hauptsächlich darum geht, Ideen zu sammeln, wie die HG sich in Zukunft entwickeln sollte, wie die Interessen verschiedener Altersgruppen unter unseren Mitgliedern in der Arbeit der HG optimal berücksichtigt werden, und wie es gelingt, auch in Zukunft immer mehr Mediascher zum Beitritt und zur Mitarbeit in der HG anzuspornen. Wir bitten auch die Leser des *Mediascher Infoblattes / Mediascher Zeitung*, sich an der Ideenfindung zu beteiligen. Schreiben Sie uns, mailen Sie uns, rufen Sie uns an und teilen Sie uns mit, was Sie von unserer Heimatgemeinschaft erwarten und was Sie für geeignete Maßnahmen ansehen, deren Attraktivität zu erhöhen.

Haushalt angenommen

Sodann wurde die Finanzsituation der HG erörtert und der Budgetplan für die Jahre 2012 bis 2015 erörtert, der dem Finanzamt vorzulegen ist. Der Entwurf für den Haushalt 2012 wurde angenommen. Neben den wichtigen Posten wie der materiellen Unterstützung der sächsischen Organisationen in Mediasch (Kirche, Diakonie, Forum) und in Deutschland (HOG-Verband, Siebenbürgische Bibliothek, Altersheime) und der Winterhilfe Mediasch gehören vor allem die Finanzierung des *Infoblattes* und von Projekten aus dem Kulturreferat dazu, die der Sicherung, Dokumentation und dem Studium des Kulturguts unserer sächsischen Heimatgemeinschaft dienen.

Start für Friedhofsprojekt

Eines der größeren Vorhaben ist das bereits ausführlich vorgestellte Friedhofsprojekt, für das nun der Startschuss gefallen ist. Für ein weiteres wichtiges Projekt wird 2012 die erste Phase erfolgreich abgeschlossen werden: die Digitalisierung der sächsischen *Mediascher Zeitung*. Aktuell sind 40 der 52 Jahrgänge digitalisiert, 12 stehen noch aus.

Die Digitalisierung erfolgt durch Diana Nistor und Cătălin Mureşan. Die Bilddateien müssen danach in eine Form gebracht werden, die ihre einfache Nutzung zu Forschungs- und Lektürezwecken ermöglicht. Hansotto Drotloff und Ulf Barth, die sich dafür bereit erklärt haben, suchen weitere Helfer für diese Arbeit. Danach soll das „Mediascher Zeitungsarchiv“ digital zur Verfügung gestellt werden (Gundelsheim, Mediasch, Hermannstadt etc.).

Für die Zukunft wäre auch eine Indizierung hilfreich. Gesucht werden also interessierte Mediascher (oder Nicht-Mediascher), die gerne in den alten Zeitungen schmökern wollen und einen Index nach vorgegebenen Stichworten anzulegen helfen. Der HG Mediasch fällt mit diesem Projekt eine Vorreiterrolle zu, da sie die erste HG sein wird, die die lokale Zeitung vollständig digital erschließt und zur Verfügung stellt.

Sicherung des Kulturguts

Das Sammeln und Auswerten von Archivalien ist ein weiteres wichtiges Vorhaben im Rahmen der Bemühungen der HG zur Sicherung und Erforschung des Kulturguts der Mediascher Sachsen. Derzeit werden die Bestände über Zünfte und Nachbarschaften gesichtet und soweit möglich erfasst, die aus dem Pfarramt Mediasch und dem Mediascher Museum ins Staatsarchiv Hermannstadt verbracht wurden. Die Dokumentationsarbeit vor Ort macht Daniel Țichindelean, Student

an der deutschen Abteilung der Fakultät für Europäische Studien in Klausenburg, in seinen Ferien.

Folberth-Nachlass

Darüber hinaus fördert die HG die Erschließung des Nachlasses von Otto Folberth, des bedeutendsten Publizisten und Forschers, den Mediasch im Bereich der Geisteswissenschaften hervorgebracht hat. Sein Nachlass (elf Regalmeter) befindet sich in Gundelsheim und ist weitgehend unerschlossen, er steht der Forschung somit noch nicht zur Verfügung. Die Arbeit macht Jutta Fabritius vom Siebenbürgen Institut in Gundelsheim.

„Ehrenbuch WK I."

Unser Genealoge Albert Klingenspohr beschäftigt sich mit dem „Ehrenbuch der Teilnehmer am Weltkrieg 1914 – 1918". Im Pfarramt Mediasch befinden sich zwei Bände mit circa 1700 Seiten mit Daten und Fotos von 669 Kriegsteilnehmern, dazu zwei Fotoalben mit den Bildern und Lebensdaten von 91 Kriegstoten, die in den 1930er Jahren von Lehrer Michael Braisch angelegt wurden. Wir wollen dieses Material erschließen und interessierten Forschern und Lesern zur Verfügung stellen.

Heydendorff-Verbundprojekt

Erwähnt werden soll auch das Heydendorff-Projekt, ein gemeinsames Vorhaben der HG Mediasch und des AKSL Gundelsheim, das in der *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* im Dezember 2011 vorgestellt wurde. Es ist Verbundprojekt, das sich vor allem an Hochschulen und Forschungsinstitute richtet.

Neue Dutz-Plakette

Die HG wird die Wiederherstellung der Plakette am Ehrengrab von Gustav Schuster Dutz organisieren und finanzieren. Bekanntlich ist das kurz nach dem Tod des Mundartdichters von Kurtfritz Handel geschaffene Bronzerelief im Sommer 2011 gestohlen worden. Leider steht eine Vorlage des ursprünglichen Reliefs für eine Replizierung nicht mehr zur Verfügung.
Der Bildhauer Kurtfritz Handel hat stattdessen vorgeschlagen, eine Kopie des am Schuster-Haus am Marktplatz angebrachten Halbreliefs in Majolikatechnik auszuführen, um einen erneuten Diebstahl unwahrscheinlich zu machen.
Der Vorschlag ist mit den Angehörigen und der Kirchengemeinde als Inhaberin des Grabes abgestimmt und soll umgesetzt werden.

Treffen 2013 und noch mehr

Des Weiteren beschäftigte sich der Vorstand mit der Vorbereitung des nächsten Großen Mediascher Treffens in Dinkelsbühl (vom 14. bis 16. Juni 2013), Fragen der Friedhofspflege und weitere Themen des alltäglichen Geschäfts.

Index für *Mediascher Zeitung / Mediascher Infoblatt*

von Ulf Barth, Albert Klingenspohr und Hansotto Drotloff

Im Editorial wurde bereits auf die Geschichte der Publikationen der HG Mediasch hingewiesen, die seit 31 Jahren regelmäßig erscheinen. Viele Autoren aus Mediasch, aber auch Freunde der Stadt und der HG haben zum Erfolg dieser Veröffentlichung beigetragen. Sie machten es möglich, dass knapp 230 Einzelbeiträge in der *Mediascher Zeitung* (Kufstein) erschienen, und im *Infoblatt* waren es bisher über 800.
So wurde diese periodisch erscheinende Zeitschrift neben den beiden Mediasch-Büchern (1992 bzw. 2009) zur umfassendsten Quelle für aufbereitete Informationen über das Leben im früheren und heutigen Mediasch aus sächsischer Sicht. Und vielleicht hat sich der eine oder andere schon die Frage gestellt, was denn im *Infoblatt* schon alles zu dem einen oder dem anderen Thema publiziert wurde. Nun – seit Kurzem ist es leichter geworden, sich darüber einen Überblick zu verschaffen, denn auf unserer Homepage [www.mediasch.de] stellen wir Ihnen nun eine Möglichkeit zur Verfügung, die Inhaltsverzeichnisse von *Mediascher Zeitung* und *Infoblatt* zu durchsuchen und sich auf diesem Weg schnell einen Überblick über Themen zu verschaffen, die Sie interessieren. Es gibt für die *Mediascher Zeitung* (Kufstein) und für das *Infoblatt* je eine eigene Indexdatei. In diese sind die Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Hefte chronologisch übernommen worden.
Wir haben jedem Beitrag bis zu drei Stichworte zugeordnet, um seinen Inhalt über den Titel hinaus besser einordnen zu können. Um den unterschiedlichen Gewohnheiten der Nutzer Rechnung zu tragen, stellen wir jede der beiden Dateien sowohl als Excel-Tabelle als auch als PDF-Datei zur Verfügung. Beide Formate bieten die Suchfunktion über Volltextsuche an, bei den Excel-Tabellen ist zusätzlich auch die Suche über die Autofilter-Funktion möglich.
Zu einem späteren Zeitpunkt hoffen wir, diese Publikationen unserer Heimatgemeinschaft auch als PDF-Dateien vorlegen zu können. so dass in Kombination mit den Index-Dateien eine umfassende Suche möglich wird.

Mediascher Infoblatt

Herausgegeben von der Heimatgemeinschaft Mediasch e.V.

3. Jahr, Nr: 3 | Mediasch / Nürnberg | April / Mai 2002

Begegnung in Mediasch 2002

Wiedersehen an Orten der Erinnerung und der Gegenwart

Umfangreiches Fest- und Veranstaltungsprogramm festgelegt. Angebote für jüngere Teilnehmer. Anmeldungen und Reservierungen für die organisierte Busreise auch weiterhin möglich.

Mit noch nie da gewesenem Aufwand und Engagiment haben Organisationskomitees der HG Mediasch e.V. in Deutschland, des Demokratischen Forums der Deutschen, der evangelischen Kirche und des Bürgermeisteramtes in Mediasch für die Begegnung in der Heimatstadt das nun detailliert vorliegende Fest- und Veranstaltungsprogramm ausgearbeitet und verabschiedet. Dabei hatte jedes der Organisationsteams eigenständige Aufgaben zu bewältigen. Das Ergebnis ist ein beachtlich umfangreiches und vielseitiges Programm. Die Organisatoren hüben wie drüben sind sich sicher, dass mit diesem Programmangebot die Begegnung für die Teilnehmer zu einem unvergesslichen Erlebnis werden wird.

Dank an die Organisatoren vor Ort

Das Mediascher Organisationskomitee, bestehend aus Vertretern der evangelischen Kirche, des Kuratoriums, des Bürgermeisteramtes, hat unter dem Vorsitz des Demokratischen Forums der Deutschen durch das festgelegte Fest- und Veranstaltungsprogramm einen großartigen und beeindruckenden Rahmen für die Begegnung von Mediascherinnen, Mediaschern und Freundengeschaffen. Für das umfangreiche und vielseitige Programm sowie dessen Ausarbeitung und Verabschiedung, dankt die HG Mediasch an dieser Stelle den vor Ort in Mediasch beteiligten Organisatoren.

Mediasch - Ort der Begegnung - Großer Marktplatz — Foto: Archiv

Organisierte Busfahrt

Die Reise nach Mediasch mit oder ohne Unterkunft ist organisiert und wird von dem beauftragten Reise- und Busunternehmen, KÖNIG-REISEN, Hindenburgstr. 80, 90556 Cadolzburg, Tel: 09103-1873, Fax: 09103-5516, abgewickelt. Bis zum Redaktionsschluss haben sich für die organisierte Busreise 121 Personen angemeldet. Wir bitten bei Fragen, zum Beispiel bezüglich an einer Zwischenübernachtung in Ungarn interessierte Teilnehmer, sich direkt mit

(Fortsetzung auf Seite 2)

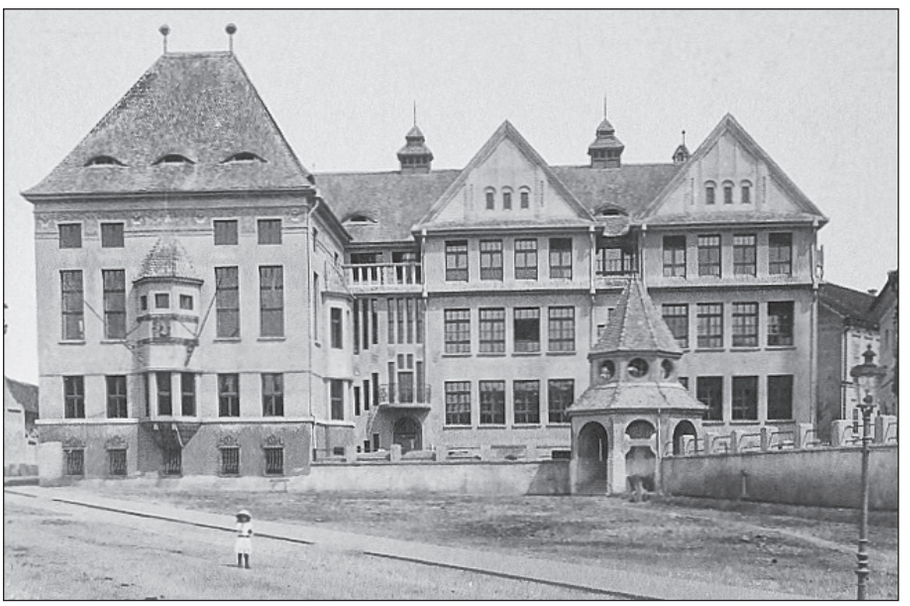
Zum Geleit

Eine Gemeinschaft kann nur so stark sein wie das Band das sie zusammenhält. In unserem Falle ist dies unsere gemeinsame Herkunft und Sympathien zu der Stadt Mediasch an der Großen Kokel. Da die meisten von uns nicht mehr in ihrer alten Heimatstadt leben, sondern hauptsächlich in Deutschland, Österreich und Schweiz, muss dieses Band nun viel weitergefasst und anders definiert werden. Nicht zuletzt auch aus diesem Grund wurde die Heimatgemeinschaft Mediasch e.V. gegründet. Es ist ein schwieriges Unterfangen so viele Menschen über große Entfernungen miteinander zu verbinden. Das Gefühl der Gemeinschaft untereinander sollte jedoch öfters als nur alle 3 Jahre zu den Großen Mediascher Treffen gepflegt und erlebt werden können. Eine Gemeinschaft sollte nicht nur

(Fortsetzung auf Seite 2)

100 Jahre Neubau des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums

Sonderheft des *Mediascher Infoblattes* für Dezember 2012 geplant



Rohbau des Gymnasiums und renoviertes Relief (unten)

Im Herbst 2012 jährt sich die Einweihung des repräsentativen Baus des sächsischen Gymnasiums unserer Vaterstadt zum 100. Male. Mit Beginn des Schuljahrs 1912/13 bezogen Professoren und Schüler das neue Schulhaus, das nach Plänen des Schäßburger Architekten Fritz Balthes errichtet. Die Innenausmalung stammt teilweise von dem Zeichenlehrer Hans Hermann. Die Stadt Mediasch begeht dieses Jubiläum mit einer Vielzahl von festlichen Veranstaltungen, auch sind eine Reihe von Publikationen aus diesem Anlass geplant. Auch die HG Mediasch will da nicht zurückstehen und möchte deswegen das Dezember-Heft 2012 als Sonderheft gestalten. Wir rufen unsere Leser daher herzlich auf, Beiträge zum Thema Schule in Mediasch, insbesondere deutsche bzw. sächsische Schule in Mediasch einzusenden. Erinnern Sie sich an Ihre Schulzeit – und berichten Sie in unserem Blatt! Lassen Sie uns gemeinsam ein lebendig gestaltetes Heft vorlegen, in dem die Zeit wiedererstehen mag, die uns alle geprägt und fürs Leben vorbereitet hat. Über alles kann gesprochen und geschrieben werden: das Lernen und das Schwänzen, die geliebten Lehrer und die gefürchteten, die Pausen, die Spiele, den Sport, die Musik – es gibt so viel zu erzählen, tun wir es zusammen!

Ihre Redaktion

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud“

Majalis 2012 im Hientz-Grund

von Inge Blaha

Das traditionelle Fest am 1. Mai, im Stadtjargon „Majalis“ genannt, dürfte wohl eine lange Tradition haben. Und es hat sich allen, die es erlebten, als ein besonderes Ereignis eingeprägt. Es umfasste einen ersten, streng geregelten Teil, außerdem einen Aufmarsch am Marktplatz, einen Umzug durch die Altstadt und das Ständchen für den Stadtpfarrer vor dessen Wohnung im Pfarrhof. Danach zog Jung und Alt – nun nicht mehr in streng gegliedertem Zug – in den Weberln, um beim Picknick, mit Spiel und Spaß einen frohen Nachmittag zu verleben. Tempi passati ... die Zeiten sind vorbei, und die Menschen haben sich geändert, es sind, durch die Zeitläufe bedingt, auch nicht mehr so viele Sachsen in Mediasch. Doch sie knüpfen an frühere Traditionen an, passen sie der neuen Zeit und ihren Gegebenheiten an, wollen immer noch das Beste daraus machen. Die Kirche steht auch hier wieder im Mittelpunkt, sie organisiert neben vielen anderen festlichen Anlässen auch das Majalis und beweist einmal mehr, dass sie eine im

wahrsten Wortsinn „lebendige Kirche“ ist.

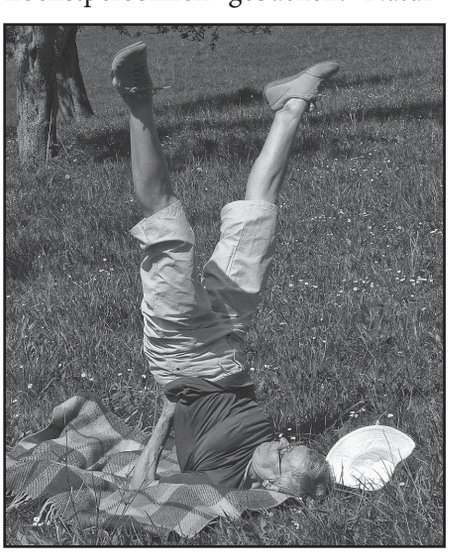
Der Weberln eignete sich heute nicht mehr so recht für das Majalis, doch fand man im Hientz-Grund an der Durleser Straße (in dem sich einst das Versuchsgut der Ackerbauschule befand) einen bestens geeigneten neuen Ort für das Frühlingsfest. Die Fotos machte Pfarrer Gerhard Servatius-Depner.

Die erste Zeile aus Paul Gerhards bekanntem Maien-Gedicht drücken wohl am besten die frohe Erwartung aus, die auf unseren Gesichtern stand, als wir uns am Morgen des 1. Mai auf dem Pfarrhof einfanden, um mit den Kleinbussen ins Grüne, genauer gesagt auf den „Hientz“ zu fahren. Wir hatten schon durch das Singen der vielen Frühlingslieder beim Bezirksgemeindefest am 29. April das schönste Wetter für uns bestellt. Einige brachten zwar Regenschirme mit, aber nur, um sich vor der prallen Sonne zu schützen. Die Wiese auf dem Hientz ist eine richtige Bilderbuchwiese, spendet aber leider viel zu wenig Schatten.

Schon in der Früh hatten fleißige Mithelfer unter der Leitung von Kurator Dieter Scharmüller Tische, Bänke, Grillvorrichtungen und vieles mehr hinaustransportiert, so dass wir uns buchstäblich an den gedeckten Tisch setzen konnten. Da frische Luft bekanntlich Appetit macht, schmeckten uns die Steaks, Mici und auch das Bier ausgezeichnet. Nachher gab es sogar ein Riesenblech mit gutem Rhabarberkuchen, von Pfarrerin Hildegard Depner-Servatius höchstpersönlich gebacken. Natürlich musste Pfarrer Gerhard Servatius-Depner dazu seine berühmte Zungenbrechergeschichte von der Rhabarberbarbara, die eine Rhabarberbar betreibt, erzählen. Unsere Organistin Edith Toth hatte ihre Gitarre mitgebracht, und so erklangen bald die uns so vertrauten Volkslieder. Wie bestellt rief der Kuckuck zum Lied „Kuckuck, Kuckuck, ruft’s aus dem Wald“. Wir, die ältere Generation, trauten uns aber nicht, ihn zu fragen: „Wie lange leb’ ich noch?“ Nach dem Lied „Jetzt fahr’n wir übern See“ wurden die obligaten Pfänder eingesammelt.

Marianne Lupu (73) machte gekonnt die Kerze, und Astrid Schneider musste auf einen Baum klettern. Bald fand man sich in Gruppen zusammen. Die Sänger unter einem Baum, die Müden auf einer Decke, die Fußballer auf freier Wiese und die Jugend am Waldrand. Allen, von der Kleinsten, der zweijährigen Katharina Servatius-Depner, bis zu den Ältesten (einige Damen waren über 80), hat dieses in der Gemeinschaft verbrachte Fest viel Freude bereitet.

Mai-Aufmarsch im Stadtpfarrhof
Freude über gedeckte Tische (u. re.)
Fit mit Kerze: Marianne Lupu (73) (u. li.)



Neue Orgellampe für Margarethenkirche

Edith Toth an der Orgel

Manchmal können auch kleine Dinge Großes bewirken. Als wir während des Mediascher Treffens im Sommer 2011 bei der Kirchengemeinde nachfragten, womit die HG über die traditionelle Unterstützung hinaus helfen könnte, wurde die schlechte Beleuchtung des Orgelpultes erwähnt. Die HG versprach zu helfen, der Orgelbauer Burkhard Wenzel baute zwei den Gegebenheiten der Johannes Hahn Orgel angepasste Lampen, die inzwischen eingebaut wurden bzw. werden. Die Organistin Edith Toth schrieb uns ganz spontan: „Tausend Dank für die Orgellampen! Sie können sich das sicher gar nicht vorstellen, wie toll es nun ist, nicht nur Noten, sondern auch Tastatur und ab Juni Pedal beleuchtet zu haben! Danke, danke, danke!“ Wir freuen uns und wünschen allen, gerade vor Beginn der traditionellen Orgelkonzerte, viel Freude und Erfolg beim Musizieren.

red

Alarmstufe Rot im Zentralforum

Vollversammlung in Mediasch

von Werner Fink

Im Rahmen der jährlichen Vollversammlung des Zentralforums Mediasch am 14. März 2012 gab es Teilwahlen. Im Vorstand, der aus neun Mitgliedern besteht, bleiben weiterhin Werner Müller, Ursula Juga Pintican, Otto Schneider und Franz Dismacsek. Nikolaus Lux zog sich zurück. Neu dazugekommen ist Susanne Elischer. Weitere Themen, die besprochen wurden, waren unter anderem der Bericht über die Tätigkeit des Vorstandes im Jahr 2011, der Haushaltsvoranschlag für 2012 und der Bericht der Rechnungsprüfer. Besprochen wurden aber auch das Problem der Nachfolger sowie das Thema Volkszählung.

Zentralpunkt der Tätigkeit des Vorstandes in 2011 war das 4. Mediascher Treffen, das auch dieses Mal ein Erfolg gewesen sei, gab Werner Müller im Rahmen des Berichts über die Tätigkeit des Vorstandes bekannt. Kulturveranstaltungen im Schuller-Haus gab es übrigens insgesamt 250, die teils vom Forum, teils von der Geschäftsstelle des Schuller-Hauses organisiert wurden. Berichtet wurde auch über die Arbeit des Sozialausschusses, die Russlanddeportiertenhilfe und den Frauenkreis. Das Verhältnis zum Siebenbürgenforum und Landesforum pendele sich langsam wieder in ein „normales Verhältnis" ein. Vertreter gäbe es nun wieder im Vorstand und in der Vertreterversammlung. Im Zentralforum Mediasch gibt es derzeit insgesamt 302 zahlende Mitglieder.

Suche nach Nachfolgern

„Wir sind schon fast 23 Jahre im Forum, und wir würden gerne ein paar Nachfolger haben", sagte Ursula Juga Pintican. Helmut Knall äußerte den Gedanken, dass ein eventueller Nachfolger aus den Reihen der in deutscher Sprache unterrichtenden Lehrer oder Absolventen der deutschen Schule kommen könnte. „Wir sind interessiert, dass wir jüngere Leute ans Forum heranziehen, die auch mitmachen", betonte Werner Müller.

Das Durchschnittsalter der Forumsmitglieder werde immer höher, die Schaffenskraft immer kleiner. Dasselbe gelte auch für Kirchengemeinden. Die Jugend lasse sich nicht einspannen. Man könne sich dann auf keine Person mehr fest verlassen.

711 Deutsche in Mediasch?

Ein nächstes Gesprächsthema war die Volkszählung 2011. Nach den ersten Ergebnissen beträgt die Zahl der Volksdeutschen landesweit 36 848, was knapp zwei Prozent der Landesbevölkerung entspreche. Unter den insgesamt 44 000 Einwohnern in Mediasch soll es nun laut Volkszählung 711 Volksdeutsche geben, eine Zahl, an der Müller zweifelt. Die evangelische Kirchengemeinde Mediasch zähle zwar 800 Mitglieder, allerdings bezöge diese Zahl auch die nichtdeutschen Ehepartner mit ein. Laut Müllers Schätzung liegt die Zahl der Volksdeutschen in Mediasch etwa bei 500.

Im Rahmen der Sitzung wurde auch das Problem der nahenden Wahlen besprochen. Im Kreisrat werde das Mediascher Forum durch Ulf Ziegler und im Stadtrat Mediasch durch Werner Müller, Helmut Knall und Ursula Juga Pintican vertreten. Bekanntgegeben wurde nun die Absicht von Ziegler und Eduard Wellmann, im Rahmen der nahenden Wahlen für den Kreisrat, und von Karl Heinz Pelger, als Bürgermeister in Hetzeldorf zu kandidieren. Helmut Knall ist nun Vorsitzender der Kulturkommission, hegt allerdings nicht die Absicht, noch einmal fürs Forum zu kandidieren. Da Pintican und Müller sich aus dem Stadtrat zurückziehen wollen, werden nun Kandidaten gebraucht die „auch mitmachen wollen." Es gelte nun „Alarmstufe Rot", sagte Müller.

(*Hermannstädter Zeitung*, 16. 3. 2012)

Die Hermann-Oberth-Schule

Unsere Rubrik „Berichte aus Mediasch" konzentriert sich diesmal auf die deutsche Schule, die den Namen Hermann Oberths trägt. Mehrere Schüler werden zu Wort kommen, darunter zwei, die heute noch an der Schule unterrichtet werden, und andere, die sie vor kurzer oder vor längerer Zeit verlassen haben. Die Schulleiterin Daniela Oprean berichtet: „Wir sind eine deutsche Schule. In den Klasen 1 bis 8 werden 450 Schüler unterrichtet. Alle Fächer werden in deutscher Sprache unterrichtet, die Lehrer sind gut ausgebildet und haben eine feste Anstellung. Wir freuen uns, dass unsere Schüler die Schule mit guten bis sehr guten Ergebnissen verlassen. Sie haben die Möglichkeit, auf der deutschen Abteilung des Stephan-Ludwig-Roth Gymnasiums weiter zu lernen. In der 12. Klasse legen sie eine Prüfung für das Deutsche Sprachdiplom ab und erhalten ein international anerkanntes Zeugnis über den Abschluss des Gymnasiums, das ihnen ein Studium an ausländischen Universitäten ermöglicht.

Diese Gelegenheit nutzen von Jahr zu Jahr immer mehr Schüler, ohne dass sie im deutschsprachigen Raum Schwierigkeiten hätten. In der 6. und 7. lernen sie im Fach *Geschichte der deutschen Minderheit* über die Menschen, die diese Stadt einst gegründet haben und von denen heute nur noch wenige hier leben. Indem wir in sächsischen Trachten sächsische Tänze aufführen, aber auch in unserem Kinderchor an diese Tradition anknüpfen, wollen wir diese fortführen, so gut wir können. Wir laden alle ausgewanderten Mediascher und die hier gebliebenen herzlich ein, uns auch zu besuchen. Erzählen Sie unseren Kindern von den Sachsen, die diese Schulen gegründet haben, bleiben Sie in Gespräch mit uns und helfen Sie uns, die Brücke zwischen den Menschen hier und dort immer fester aufzubauen." *red*

Die beste Schule der Welt

von Lavinia Marinela Achim

Ich heiße Lavinia Marinela Achim und werde von allen Marie gerufen. Ich bin vierzehn Jahre alt und gehe in die 8. Klasse. Ich besuche die Hermann-Oberth-Schule, weil meine Eltern das Beste für mich wollen. Ich spreche von Geburt an Deutsch, obwohl ich Rumänin bin. Dafür komme ich manchmal schlecht mit Rumänisch aus. Aber in der Schule habe ich eine tolle Lehrerin, die mir bei Problemen hilft. Im Deutschunterricht schaffe ich es sehr gut. Unsere Lehrerin, Frau Ionela Bozai, ist sehr liebenswert. Sie hält sehr zu ihrer Klasse. Ihre Tochter ist zwar auch in der Klasse, sie behandelt sie aber wie eine normale Schülerin. Sie behandelt alle also gerecht. In dieser Schule fühle ich mich sehr wohl. Es ist wie in einer Familie, die dir hilft, eine richtige Zukunft aufzubauen. Dank dieser Schule kann ich sogar einmal in Deutschland studieren, was mein größter Traum ist. Unsere Direktorin, Frau Lehrerin Daniela Oprean, ist streng und besteht darauf, dass wir an unserer Schule Deutsch reden. Ich kann sie verstehen und finde es richtig, so wie sie ist, sonst würden ihr die Kinder auf dem Kopf rumtanzen. In unserer Schule gibt es oft Wettbewerbe und Olympiaden in Deutsch, Mathe und Rumänisch. Die Schüler machen da oft und sehr begeistert mit. Wenn eines der Kinder Probleme in einem Fach hat, geben sie ihm Nachhilfestunden und setzen sich für es ein. Heuer müssen die 8., also wir und unsere Parallelklasse, die Prüfung schaffen. Auch hier versuchen die Lehrer, uns darauf vorzubereiten, und arbeiten und üben viel mit uns zusammen. Mir wird es auf jeden Fall schwer fallen, diese Schule zu verlassen, denn ich habe sie und alle Lehrer liebgewonnen. Sie werden mir fehlen, und für mich wird sie die beste Schule der Welt bleiben.

Beeindruckt von der Vielseitigkeit und den Chancen

von Kirsten Stefanie Ziegler (8. Klasse)

Das unter der Schulleiterin Inge Jekeli ausgebaute Dachgeschoss der ehemaligen Volksschule beherbergt heute geräumige Klassenzimmer. *Daniela Oprean*

Die Hermann-Oberth-Schule, die einzige deutsche Schule in Mediasch, bietet Unterricht für die Klassen 1 bis 8 sowie viele besondere außerschulische Aktivitäten wie zum Beispiel den Handarbeitskreis, Partnerschaften mit anderen Schulen und zahlreiche Ausflüge. Alle Lehrer dieser Schule sind gut qualifiziert und immer bereit, ihre Schüler zu unterstützen.

Wie ich die Hermann-Oberth-Schule sehe ...

Ich, eine Schülerin der 8. Klasse (Foto nächste Seite), bin sehr beeindruckt von der Vielseitigkeit der Angebote und der Chancen. Ich finde es sehr gut, dass die Lehrer gerecht mit ihren Schülern umgehen und dass alle Schüler dieser Schule ihre Kenntnisse weiterbilden können.

Die Ausstattung der Schule fördert das Interesse der Schüler: Die Schule besitzt ein Chemielabor, einen gut ausgestatteten Informatikraum, einen Festsaal, einen Sportplatz und eine Bibliothek. In der Schule gibt es auch viele Wahlfach-Angebote zum Beispiel Informatik, Kreatives Schreiben, Biologie, Englisch usw. Schüler, denen verschiedene Fächer besonders viel Spaß machen, oder Schüler, die einfach nur etwas Neues erfahren wollen, können sich nach dem Unterricht verschiedenen Kreisen anschließen, zum Beispiel dem Handarbeitskreis, dem Chemiekreis, der Mathematikvorbereitung und anderen.

Die deutsche Schule hat viele Vorteile, die durch die deutsche Sprache bzw. durch die Mehrsprachigkeit Rumänisch-Deutsch-Englisch erzielt werden. Also sehe ich die deutsche Schule als eine Möglichkeit, sich Türen für die Zukunft weit zu öffnen …

Der Schüler der Klasse 5a, Horațiu Răduțiu, während einer Projektwoche mit dem Thema „Schule anders" im Medienraum. *Daniela Oprean*

Schüler der Oberth-Schule in den Trachten von Minderheiten in Europa beim „Nationalen Tanzfestival für Kinder und jugendliche“ in Karlsburg (Alba Iulia) 2012. Linkes Foto: 1. Reihe rechts Kirsten Ziegler, die Autorin des Artikels Seite 9 *Daniela Oprean*

Ein ganz besonderes Lehrbuch

Unter dem Titel „Mehr als ein Schulbuch“ erschien in der *Siebenbürgischen Zeitung* vom 31. März 2006 die Rezension des Lehrbuchs *Geschichte und Traditionen der deutschen Minderheit in Rumänien*. Die Siebenbürgisch-Sächsische Stiftung hatte einen Teil der zweiten Auflage finanziert und den Vertrieb übernommen. Drei Wochen nach Erscheinen der Rezension war davon „nichts mehr vorrätig“. Nun ist das Lehrbuch in vierter Auflage erschienen – eine Besonderheit für ein Schulbuch. Wir drucken den Bericht mit freundlicher Genehmigung der *Siebenbürgischen Zeitung* und des Autors, Prof. Walter König, ab.

Das Lehrbuch für das im Schuljahr 1999/2000 an den deutschsprachigen Schulen und Abteilungen in den Klassen 6 und 7 neu eingeführte Fach „Geschichte und Traditionen der deutschen Minderheit“ war, wie es in der Rezension heißt, „ein schwieriges Multifunktionsunternehmen“: Es sollte (zumeist rumänische) Schüler, die in Rumänien Schulen mit Unterricht in deutscher Sprache besuchen, in die Geschichte der deutschen Minderheit einführen. Es sollte Lehrkräften dazu Informationen und Anregungen geben und dabei vielfältige Zugänge erlauben. Es wollte eine wissenschaftlich und historisch korrekte Synopse der acht deutschen Siedlungsgruppen bieten, die bisher meist getrennt erforscht und dargestellt wurden, und diese Gruppen sollten sich in der Darstellung wieder erkennen. ... Die zum Teil komplexen Sachverhalte sollten in einer möglichst schülergerechten, verständlichen Sprache dargestellt werden. Ursprünglich war daran gedacht, dazu Arbeitsmaterial zu entwickeln und eine Handreichung für Lehrer zu erstellen. Es ist davon auszugehen, dass die Lehrer in der Zwischenzeit selber Material und Fotos mit regionalen und lokalen Schwerpunkten gesammelt haben.

Die erste Auflage des Lehrbuchs erschien 2004 mit 4300 Exemplaren, die zweite folgte schon 2005 mit 2500 und die dritte 2007 mit 3000 Exemplaren. Auch von dieser hat die Siebenbürgisch-Sächsische Stiftung 500 Exemplare übernommen, die zum Teil an Schüler vergeben wurden, die an Arbeitsgemeinschaften zur Förderung der Kenntnis der Geschichte der Deutschen in Rumänien teilnahmen. Im Jahr der „Kulturhauptstadt 2007“ stand das Buch auf der „Bestsellerliste“ der Hermannstädter Buchhandlungen Erasmus und Schiller unter den Fachbüchern auf Platz 2.

Nun ist im Herbst 2011 die vierte Auflage des Buches mit 3000 Exemplaren erschienen. Sie unterscheidet sich von der dritten nur durch kleine sprachliche Korrekturen am Text und einige neue Bilder, wo die Autoren mit der Qualität der alten nicht zufrieden waren. Herta Müller wurde nach der Verleihung des Literatur-Nobelpreises etwas mehr Platz eingeräumt und ein Foto hinzugefügt. Damit wurden insgesamt 12 800 Exemplare des Buches gedruckt – eine Besonderheit, denn sonst erscheinen deutschsprachige Lehrbücher in Rumänien immer nur in sehr kleiner Auflage. Die wiederholte Neuauflegung geht vor allem auf den Verkauf in den Buchhandlungen zurück, wo rund 50 Prozent verkauft wurden.

In dem Fazit der Rezension von 2006 hieß es über das Buch, das für Schüler der 6. und 7. Klasse stellenweise (in der politischen Geschichte) sicher etwas zu schwierig ist, das Buch sei „mehr als ein Schulbuch. Es kann auch Erwachsene schon beim Blättern neugierig machen. Es ist ein korrektes, für ein breites Publikum informatives, eine Grundorientierung vermittelndes Werk, dem es gelingt, differenzierte Sachverhalte in einer verständlichen Sprache darzustellen.“ Die Nachfrage hat dies bestätigt: Es ist eine Erfolgsgeschichte.

Hannelore Baier, Martin Bottesch, Dieter Nowak, Alfred Wiecken, Winfried Ziegler: „Geschichte und Traditionen der deutschen Minderheit in Rumänien. Lehrbuch für die 6. und 7. Klasse der Klassen mit deutscher Unterrichtssprache“, Central Verlag Mediasch, 4. Auflage 2011, ISBN 978-973-87076-5-8, 168 Seiten.

Bestellungen in Deutschland zum Preis von 7 Euro, zuzüglich 3 Euro Versand, über www.schiller-hermannstadt.de oder die Bonner Telefonnummer: 02 28/ 90 91 95 57.

Mediascher Kinderchor auf Reisen

von Holger Wermke (ADZ)

Besuch bei der Freundesgemeinde in Dresden-Klotzsche, Februar 2012
Edith Toth

Edith Toth leitet seit zwölf Jahren den Kinderchor der Hermann-Obert-Schule Mancher Leser des *Infoblattes*, der als Besucher anlässlich des Vierten Mediascher Treffens im Sommer 2011 in seine Heimatstadt gekommen war, hat den Chor bei der Festveranstaltung im Traube-Saal singen gehört. Dabei konnten auch die zahlreichen aus Deutschland und anderen Ländern angereisten Gäste sich von der Begeisterung überzeugen, mit der diese Kinder singen.
Dafür sei der Chorleiterin auch seitens der HG Mediasch große Anerkennung ausgesprochen. Einige Bilder zu diesem Beitrag wurden bei jener Gelegenheit aufgenommen. Wir übernehmen mit freundlicher Genehmigung der *ADZ* (Bukarest) einen Beitrag von Holger Wermke vom 5. März 2012, um eine kleinen Einblick in die Tätigkeit des Kinderchors zu bekommen.

Kennen Sie Schönburg an der Saale? Wahrscheinlich haben die meisten Leser den Namen des Ortes nie gehört. Bei den Kindern des deutschsprachigen Kinderchors aus Mediasch lässt der Name des 1000-Einwohner-Ortes jedoch die Herzen höher schlagen. Im Februar fuhren zehn von ihnen zur alljährlichen Kindersingwoche. Es sei bereits das vierte Mal, dass die Kinder nach Deutschland fuhren, berichtet Chorleiterin und Kantorin Edith Toth. „Ich hatte schon lange vor, einmal auf so eine Kindersingwoche in Deutschland zu fahren“, erzählt sie.
Dank der Hilfe von Partnern aus Deutschland konnte sie diesen Wunsch umsetzen.
Seit 2009 unterstützt das Kirchenchorwerk der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen die Teilnahme der Kinder aus der Kokelstadt. Die Kindersingwoche wurde diesmal vom 13. bis 19. Februar im Evangelischem Tagungs- und Freizeitzentrum Schönburg organisiert. „Es sind nicht nur diese zehn Kinder aus Mediasch“, so Toth, „es sind meistens noch 50 deutsche Kinder, die an dieser Singwoche teilnehmen, so dass sich unsere gut vermischen können und dann auch meistens Sächsisch lernen“ [Gemeint ist vermutlich der so unverwechselbare Dialekt, das Sächseln (Anm. d. Red.).]
Eine Woche lang heißt es für die Teilnehmer der Singwochen: üben, üben. In Gesangsgruppen, in Instrumentalgruppen, wie zum Beispiel im Orchester, im Flötenkreis oder im Posaunenchor. Dazwischen gibt es so genanntes „Freies Singen“. Hingearbeitet wird auf das große Abschlusskonzert, dass jedes Mal in einer anderen sächsischen Kirche gegeben wird. Diesmal fand das Konzert in der Versöhnungskirche in Leipzig statt. Die Kinder führten das Kindermusical „Biliam und die gottesfürchtige Eselin“ von Gerd-Peter Münden auf sowie Teile einer Gospelmesse.
Die Reise nach Deutschland ist der Höhepunkt im Jahreskalender des Chors. Dessen Mitglieder sind Schüler im Alter von 7 bis 15 Jahren der Hermann-Oberth-Schule. Jeden Donnerstag proben die insgesamt über 30 Mitglieder des Chors, der seit 1999 besteht. Durch den Andrang gibt es mittlerweile drei Gruppen, berichtet Toth.
Selbst Kinder von „außen“ haben schon angefragt, ob sie teilnehmen können. Ihr Können zeigen die Kinder – so ist es Tradition – bei zwei Musicalaufführungen zum Schuljahresende und in der Adventszeit. Zuweilen beteiligen sich die jungen Musiker auch an der Gestaltung von Familiengottesdiensten.

Der Chor der Hermann-Oberth-Schule singt beim 4. Mediasch-Treffen im Juni 2011.
Archiv HG Mediasch

Meine erste Schule

von Hansotto Drotloff

An meinen ersten Schultag, den 15. September 1960, kann ich mich nicht erinnern. Wohl aber an mein erstes Klassenzimmer, einen hellen Raum mit großen Fenstern zum Schulhof. Er lag im Erdgeschoss des alten Volksschulgebäudes. An die harten Bänke drinnen und vor allem an das Stillsitzen konnte ich mich lange nicht gewöhnen.
Eine Weile glaubte ich auch, es gar nicht zu müssen, denn meine Lehrerin kannte ich gut, es war meine Taufpatin, die Ottitante. Also glaubte ich, mir werde eine Sonderrolle zustehen, ich würde immer dreinreden und unruhig sein dürfen. Weit gefehlt! Die Ottitante war plötzlich mit „Frau Lehrerin“ anzureden, sie hieß Ottilie Barthmes, und sie ließ mich oft in der Ecke neben dem Schrank stehen, bis ich lernte, brav zu sein.
Dennoch, sie war nicht nur eine strenge, sie war auch eine sehr gute Lehrerin. Buchstaben lernten wir anhand von quadratischen Kartontafeln, von der Ottitante zu Hause handgemalt, die sie an zwei Holzleisten an die Wand nebeneinander heftete.

Der Eingang zur Hermann-Oberth-Schule vom Kirchhof her ...

... liegt im Erdgeschoss des einstigen Schulturms, dessen Dach und obere Geschosse 1888 abgetragen wurden.
H. Drotloff (2)

Bücherpaket als Preis

Am Ende des Jahres gab es Zeugnisse und eine Abschlussfeier. Im großen Hof hinter dem Gymnasium marschierten die Klassen geschlossen ihren Lehrerinnen und Lehrern hinterher, nahmen im Karree Aufstellung und blickten gebannt auf den Tisch davor.
Nicht dem Direktor galt der Blick, und nicht den ausgewählten Lehrerkollegen, die feierlich an seiner Seite standen. Aufmerksamkeit erregte vielmehr der Berg von Päckchen auf der roten Tischdecke: Es waren Bücherpakete, die man den Klassenbesten überreichen würde, wenn der Direktor seine würdevolle Rede beendet hatte. In jeder Klasse wurde je ein erster, zweiter und dritter Preis vergeben.
Dann wurde man nach vorne gerufen, erhielt eine Urkunde, einen Händedruck und ein Bücherpaket – je höher der Preis, umso größer das Paket!
An die zweite Klasse kann ich mich gar nicht mehr erinnern, nur dass ich fand, dass meine Lehrerin, Frau Hertha Weinrich, sehr schön war. In der dritten Klasse kamen wir in ein anderes Gebäude, neben der Gefängnistreppe. Es war ein dunkler Klassenraum mit kleinen Fenstern zu den Hinterhöfen alter Patrizierhäuser, hinter denen der Marktplatz zu sehen war, wenn man sich auf die Zehenspitzen stellte.
Dass in dem Gebäude mit seinen dicken Mauern einst das erste Rathaus der Stadt untergebracht war und dass von hier aus der Magistrat die Geschicke der Stadt lenkte, habe ich erst viel später erfahren. Was kümmerte das auch einen Neunjährigen?
Mein Lehrer hieß Gerhard Wonner, und ich erinnere mich gut und gerne an ihn, an seine tiefe Stimme und die schlanken Finger mit auffällig verdickten Kuppen, wie ich sie später nie mehr gesehen habe.
Mit seinem sonnengebräunten, sehr faltigen Gesicht wirkte er sehr alt, obwohl er es sicher damals noch nicht war. Er war ein guter Lehrer, er liebte die Natur und ging oft mit uns ins Grüne. Ich meine mich erinnern zu können, dass er auch unsere erste Schulreise organisiert im Sommer nach der Schlussfeier hat... Aber ich habe vergessen, wohin sie geführt hat.

Schulreise zum Kloster Cozia

Dafür erinnere ich mich noch deutlich an die Schulreise nach der vierten Klasse. Mit dem Bus waren wir mehrere Tage unterwegs, zur Törzburg, der Dâmbovicioara-Höhle, Curtea de Argeş und dem Kloster Cozia. Im Hof gab es die Umrisse alter, längst abgerissener Gebäude zu sehen, einfache, rechteckig gefügte Mauern gaben den Blick frei in die darunter liegenden Keller. Was mich

wohl an diesen Ruinen gefesselt haben mag?
Später habe ich sie aus dem Gedächtnis gezeichnet und in einen Reisebericht eingetragen, den ich auf einer Schreibmaschine tippte und meinen Eltern und Großeltern zu Weihnachten schenkte. Aber ich bin weder Archäologe noch Architekt oder gar Reiseschriftsteller geworden, und für das *Mediascher Infoblatt* begann ich erst zu schreiben, als ich schon 50 Jahre alt war.

Das Auditorium

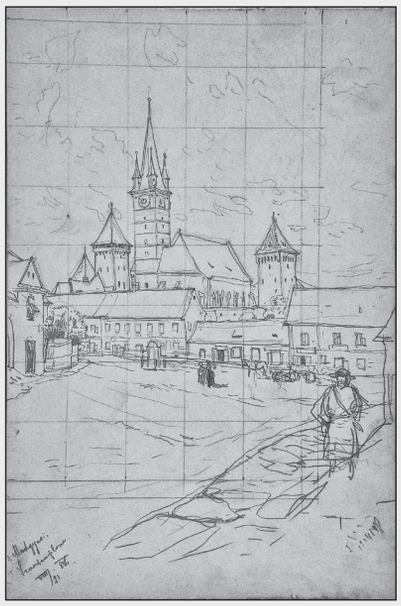
Unser Lehrer in der vierten Klasse hieß Martin Ziegler, und unser Klassenzimmer war in dem Gebäude, in dem sich der Festsaal befand und heute noch befindet, man nannte ihn „das Auditorium", um ihn von der ehrwürdigen Aula im Hauptgebäude des Gymnasiums zu unterscheiden.
Wenn ich damals die knarrenden Holztreppen in den ersten Stock hochstürmte, dachte ich sicher nicht daran, dass in diesen Gebäuden schon seit mehr als 300 Jahren Kinder unterrichtet wurden, sondern eher, ob ich denn in dieser Stunde „drankommen" würde oder ob der Lehrer den riesigen Katalog diesmal weiter hinten aufklappen würde.

Kantiger Vorbau

Ich hatte auch keine Ahnung, dass der kantige Vorbau, durch den man das Gebäude vom Kirchhof her betrat, der letzte äußerliche Hinweis auf den „Schulturm" war.
Bis 1888 hatte nämlich das Kirchenkastell, diese Burg, die zuletzt nur noch die Schule und die Margarethenkirche zu schützen hatte, fünf Wehrtürme. Als die Schule Ende des 19. Jahrhunderts aus allen Nähten platzte", und die Kirchengemeinde als Trägerin der Schule eine Erweiterung bauen musste, hat sie die oberen Geschosse des Turms abtragen lassen und die Ziegeln für den Bau verwendet.

Immer noch deutsche Schule

Das alles ist schon mehr als hundert Jahre her, und auch meine letzte



Die genaue Höhe des Schulturms ist nur ungefähr zu ermitteln, am besten auf dieser Bleistiftskizze des ungarischen Malers Tivadar Dörre, der im Jahre 1886 die östliche Zeile des Kleinen Markts und des Kirchenkastell malte. Links neben dem Glockenturm, quasi an ihn geschmiegt, ist das Dach des Schulturms zu erkennen. Es ist die einzige bisher aufgetauchte Darstellung des Kastells einschließlich Schulturm (Bildnachweis: Ungarisches Nationalmuseum Budapest / Archiv der HG Mediasch).

Schulstunde in dem alten Bau war vor fast 50 Jahren. Und dennoch denke ich mit Dankbarkeit und mit ein bisschen Wehmut an diese Zeit zurück und an die Lehrer, die mich geprägt haben.
Ich denke aber auch mit großer Freude daran, dass in meiner ersten Schule, die heute stolz den Namen des Raketenpioniers Hermann Oberth trägt, immer noch Schüler unterrichtet werden, und dass dies immer noch eine deutsche Schule ist.
Es ist eine moderne Schule des 21. Jahrhunderts geworden. Aber die Tradition von vielen hundert Jahren Unterricht wird in den heutigen Tagen nicht nur dadurch fortgesetzt, dass man weiter in den ehrwürdigen Schulgebäuden unterrichtet, die die sächsische Mediascher Gemeinde einst errichtet hat.
Im Fach „Geschichte der deutschen Minderheit" lernen die Schüler, die mehrheitlich nicht deutscher Abstammung sind, etwas über die Menschen, die die Stadt Mediasch einst gegründet haben und auch die Schule ins Leben riefen, in der sie heute unterrichtet werden.
Wenn heute die Schüler in den Bänken dem Unterricht folgen, dann schweifen ihre Gedanken, ihre Wünsche und Pläne in die weite Welt, die sie kennenlernen und in der sie eine Aufgabe übernehmen wollen.

Wissen für die Zukunft

So, wie schon in den Jahrhunderten zuvor Schüler dieser Schule „in die Fremde" zogen, wie man damals sagte, um zu lernen und dann das erworbenen Wissen zurück in die Heimat zu bringen, so werden es die Generationen auch tun, die heute und in Zukunft in dieser Schule lernen: Diana Nistor etwa und Cătălin Mureşan, die in dieser Ausgabe des *Infoblattes* über ihre Studienreise nach Deutschland berichten.
Oder die beiden Schülerinnen Achim Lavinia Marinela und Kirsten Stefanie Ziegler, die schon bald das Gymnasium besuchen werden und uns auf diesen Seiten ihre Liebe zu dieser Schule und ihre Träume fürs Leben verraten.

REPUBLICA POPULARĂ ROMÎNĂ
MINISTERUL ÎNVĂŢĂMÎNTULUI ŞI CULTURII
PREMIUL III
Se acordă elevului Drodtloff Hans Otto
din clasa a II-a E de la Şcoala Medie
din COMUNA / ORAŞUL Mediaş Raionul Mediaş
Regiunea Braşov pentru rezultatele obţinute la
învăţătură şi purtare în anul şcolar 1961/1962
DIRECTOR, H. Heinrich
SECRETAR,
Anul 1962 luna iunie ziua 10
Nr. 23

Urkunde für einen dritten Preis in der Volksschule im Jahre 1962
Archiv Hansotto Drotloff

Zwei Mediascher auf Deutschland-Fahrt

von Cătălin Mureşan

Diana Nistor und Cătălin Mureşan, zwei ehemalige Schüler der Hermann-Oberth-Schule in Mediasch, berichten hier nicht nur über eine Reise, die sie erst kürzlich durch Deutschland unternommen haben, vielmehr erfahren die Leser etwas über den Werdegang von zwei jungen Mediaschern im 21. Jahrhundert. Man wünscht sich, dass möglichst viele junge Menschen aus unserer Heimat einen solchen Weg zurücklegen und in unserer globalisierten Welt zu Botschaftern der Freundschaft zwischen den Menschen aus unterschiedlichen Ländern werden. red

Vor dem Leipziger Schloss *CM (3)*

Meine Reise begann am Morgen des 15. März 2012, als ich von Klausenburg Richtung München abflog. Der Sonnenaufgang über Siebenbürgen eilte uns hinterher und entzückte mit seinen lila Nuancen. Das erste Ziel der Reise war Berlin, wo ich an der Konferenz „Unbequeme Baudenkmale des Sozialismus – Wandel der gesellschaftlichen Akzeptanz im mittel- und osteuropäischen Vergleich“ teilnehmen sollte. Die Tagung wurde von der Europa Universität Viadrina, Frankfurt (Oder), in Zusammenarbeit mir der Stiftung Deutsches Historisches Museum und dem Landesdenkmalamt Berlin organisiert.

Am ersten Tag der Konferenz gab es eine Stadtführung für die Referenten, die sich auf die sozialistische Zeit in Berlin bezog. Unter anderem sahen wir das sowjetische Ehrenmal Schönholz, Haus und Garten des Künstlers Max Lingner, das Gästehaus der Partei bei Schönhausen, die Karl-Marx-Allee und die Kunsthochschule Berlin.

Bei allen diesen Programmpunkten stand die Frage des Umgangs mit dem kulturellen Erbe aus dem Sozialismus im Mittelpunkt.

Am Abend fand im Zeughauskino die offizielle Eröffnung der Tagung statt, gefolgt von einer Vorführung des Filmes „Die Architekten“. Der Regisseur des Filmes, Peter Kahne, führte danach mit dem Publikum ein Gespräch über die Dreharbeiten, die sowohl vor als auch nach dem Mauerfall durchgeführt wurden. Der Film war eine gute Einführung in die Thematik der Konferenz, da er die Auseinandersetzungen zwischen einer Gruppe von jungen Architekten, welche in ihren Plänen bahnbrechende Erneuerungen für eine neue Wohnanlage vorlegten, und der Partei thematisierte, die weiterhin ihre Konzepte von düsteren Wohnanlagen mit vorgefertigten Betonteilen durchsetzen wollte.

Das Bauerbe des Sozialismus

Am zweiten Tag der Konferenz sprachen im ersten Teil des Tages Akademiker aus dem Bereich der Denkmalpflege und Kunstgeschichte anhand einiger Beispiele in Deutschland über das Bauerbe des Sozialismus. Unter anderen sprachen Dr. Arnold Bartetzky vom Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO), Leipzig („Wie unbequem sind die Baudenkmale des Sozialismus?”) und Prof. Dr. Norbert Huse von der Technischen Universität München („Unbequeme Baudenkmale – Eine Herausforderung für die Denkmalpflege”).

Am Nachmittag fanden länderspezifische Vorträge statt. Es handelte sich hierbei um Fallstudien aus Polen („Soziale Akzeptanz des sozialistischen Bauerbes”), Slowenien („Die Stadt Velenje”), Russland („Der Palast der jungen Pioniere in Moskau”) und Deutschland („Berlin, Siedlungsetappen auf der Stelle der Großgaststätte *Ahornblatt“)*.

Ceauşescus Palast

Den dritten Tag der Konferenz durfte ich mit meinem Vortrag über das „Haus des Volkes” in Bukarest eröffnen. Der Bau Ceauşescus ist vielleicht ein positives Beispiel für den Umgang mit dem Erbe aus dem Sozialismus. Das Gebäude hat nach dem Regimewechsel eine neue Rolle im demokratischen Rumänien bekommen und wird als Sitz des Parlamentes benutzt.

Die öffentliche Wahrnehmung ist auch eine recht positive, trotz der Tatsache, dass ein Viertel der Bukarester Altstadt für den Bau abgerissen wurde. Es folgten dann weitere Vorträge über den „Memorial-Park Vraca” in Sarajevo und dem „Partisanenfriedhof” in Mostar und über den Umgang mit dem Kulturerbe in der ehemaligen DDR.

Bereits am zweiten Tag meines Berliner Aufenthalts kam Diana Nistor, meine Verlobte, dort an. Ihr Weg in die deutsche Hauptstadt war nicht so weit wie meiner, denn sie kam aus Greifswald. Diana studiert Pharmazie in Klausenburg und ist im letzten Semester ihres Studiums, während

Vortrag an der Tagung „Unbequeme Baudenkmäler des Sozialismus“ Berlin, 18. März 2012

dessen sie sechs Monate Praktikum machen muss. Zurzeit macht sie ein solches im Bereich Molekularbiologie an der Universität Greifswald.
Da das Erasmus-Programm der EU die Möglichkeit bietet, in einem anderen Land zu studieren, hat sie sich entschieden, drei dieser sechs Monate in Greifswald zu verbringen. Sie ist begeistert, in Labors mit neuester Technologie arbeiten zu können.

Besuch in Leipzig

Am Sonnabend fuhren wir dann gemeinsam weiter nach Leipzig zu einem Treffen mit Dr. Rüdiger Frey, Geschäftsführer des Bildungswerks Sachsen der Deutschen Gesellschaft, einem guten Freund und Partner unseres kürzlich gegründeten Reiseunternehmens „Siebenburgen Reisen” (siehe auch Umschlag innen hinten). Unser Freund führte uns am nächsten Tag durch die Stadt.
Wir waren erstaunt von der Größe der Infrastruktur für Messen, die es in der Stadt gibt. Leipzig hat sich praktisch durch die geographische Lage massiv als Handelsstadt entwickelt, riesengroße Bauensembles, die nur für Messen gedacht worden sind, entstanden hier. Außerdem ist das Stadtbild durch die Universität sehr stark geprägt.
Wir kamen gerade recht, um die Leipziger Buchmesse besuchen zu können. Dr. Frey meinte, dass das auf jeden Fall etwas Sehenswertes sei, und führte uns hin. Das war dann auch so, wir staunten über die Größe der Messe und über die modernen Pavillions aus Glas und Stahl.

Der Pfarrer von Rothberg

Eine schöne Überraschung hatten wir hier, als wir Eginald Schlattner trafen. Herr Schlattner bereitete sich gerade auf eine Lesung aus seinem neuesten Buch „Mein Nachbar, der König. Verlassene Geschichten” vor. Trotzdem konnte er mit uns einige Minuten plaudern.
Diana kannte ihn von früher. Die Jugendgruppe der evangelischen Kirche aus Mediasch, hatte vor einigen Jahren einen Besuch im Gefängnis in Aiud gemacht. Herr Schlattner erinnerte sich sofort an diese Reise und freute sich, zwei Siebenbürger aus dem Heimatskreis (Hermannstadt) hier zu treffen.
An unserem letzten Tag in Leipzig besuchten wir die Geschäftsstelle des Bildungswerks Sachsen der Deutschen Gesellschaft, um die Mitarbeiter kennenzulernen. Am Nachmittag hatten wir einen interessanten letzten „Programmpunkt” mit Dr. Frey: Wir waren Gäste bei der Amtseinführung des Leipziger Honorarkonsuls für Rumänien, Dr. Nikolaus Petersen.
Danach hieß es dann Weiterfahrt mit der Bahn nach Greifswald, wo wir am späten Abend ankamen.
Den nächsten Tag, den Dienstag, widmete ich einem Besuch in Hamburg. Obwohl die Zeit sehr knapp war – ich hatte effektiv acht Stunden zur Verfügung –, konnte ich mir die weltoffene und dynamische Hafenstadt ein wenig ansehen und einen alten Freund treffen, Horațiu Goanță, ebenfalls Mediascher wie wir beide, der dort sein Master-Studium im Bereich Flugzeugbau absolviert.

Ruhiges Greifswald

Am Mittwoch zeigte mir Diana Greifswald, ein kleines und ruhiges Städtchen an der Ostsee, mit bezaubernden Backsteingothikbauten, ihr Zuhause bis Ende Mai. Wir schauten uns die Ruinen des Klosters Eldena an, spazierten am Ryck entlang und ließen den Nachmittag auf einer Terrasse auf dem Marktplatz ausklingen.
Am nächsten Tag mussten wir Abschied voneinander nehmen, ich fuhr mit dem Zug nach Berlin, von wo ich über München zurück nach Klausenburg flog.
Es war für uns eine interessante Zeit in Deutschland, in der wir viele neue Leute kennengelernt haben und viel Schönes und Interessantes gesehen haben.
Nun konzentrieren wir uns wieder auf das Studium, Diana für weitere zwei Monate in Greifswald und ich in Klausenburg. Außerdem sind die Vorbereitungen für die kommende Reisesaison, die bald beginnen wird, im vollem Gange.

Begegnung auf der Leipziger Buchmesse 2012: Eginald Schlattner, Diana Nistor, Cătălin Mureşan

Kulturvereinigung „Ponte“ in Mediasch gegründet

von Hansotto Drotloff

Wer das *Mediascher Wochenblatt* um die Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert durchblättert, wird darin das Klagelied über ein daniederliegendes Musikleben entdecken. Nicht umsonst nannte man einst die Jahre zwischen 1893 und 1900 wehmütig die „Kirchner-Zeit“, als der Thüringer Dirigent und Komponist als Musikdirektor die Kokelstadt für kurze Zeit zu einem Zentrum der Musikkultur der Siebenbürger Sachsen machte.

Ein Mann der Tat

Der im 21. Jahrhundert aus Österreich an die Kokel gekommene Landschaftstechniker und Musiker Helmut Novak mag die alten Kamellen nicht gekannt haben, zieht aber doch ein ähnliches Fazit über das heutige Mediasch. Als Mann der Tat will er es dabei nicht bewenden lassen, und gründet darum mit einigen Gleichgesinnten die Kulturvereinigung „Ponte“. Zusammen mit der Einladung zur ersten Veranstaltung des neuen Vereins, einem Liederabend, stellt Novak in einem programmatischen Schreiben seine Programm und seine Mitstreiter Gerhard Servatius-Depner, Bianca Iorga und Luminița Novak vor. Es geht ihnen um nichts weniger, als das Bewusstsein für Kultur im Allgemeinen zu fördern. Novak schreibt:

> „Leider trifft es zu, dass auch auf den humanistischen Oberstufen der Schulen die Musik- und Kunsterziehung viel zu wünschen übrig lässt. Deswegen sollen die teilweise schlafenden Talente gerade bei den jungen Leuten geweckt werden.“

Das wiederum setzt eine kontinuierliche Pflege des Kulturgutes voraus, das sich in Veranstaltungen verschiedenster Art manifestiert. Der Name Ponte selbst ist schon Programm, denn jedes künstlerische Element soll eine Brückenfunktion zwischen den Generationen, den verschiedenen Nationen, Konfessionen usw. übernehmen. Welche Art von Veranstaltungen möglich sind, werde die Zukunft zeigen, auf jeden Fall sollen

> „dabei von der Qualität her hohe Ansprüche gestellt werden, um letztlich zu beweisen, das sich auch der Weg von der Kreisstadt und von den Dörfern nach Mediasch lohnt. Ein anderer langgehegter Wunschtraum ist es, den Kindern und Jugendlichen dieser Stadt einen breit organisierten und vor allem finanziell erschwingliche Musikunterricht zu ermöglichen, also Unterweisung in den wichtigsten Musikinstrumenten und im Gesang.“

Durch die persönlichen Prioritäten der Gründungsmitglieder ergibt sich in der Musik ein erster Schwerpunkt für die Arbeit von *Ponte*, doch will man sich keineswegs darauf beschränken; sondern sich auch der Literatur und der darstellenden Kunst zuwenden.

Start mit Liederabend

Inzwischen haben die ersten beiden Veranstaltungen des neuen Vereins – ein Lieder- und ein Gedichteabend – stattgefunden. Zum Start lud *Ponte*, dem das Demokratische Forum im Schullerhaus einen passenden Rahmen für seine Debütveranstaltung bot, am 9. Februar 2012 zu einem deutschen Liederabend ein, den der Bariton Helmut Novak, geboren in Wien, heute in Mediasch lebend, mit Liv Müller (Halle an der Saale / Reichesdorf) am Klavier bestritt. Die *Hermannstädter Zeitung* hat den gelungenen Abend in ihrer Ausgabe vom 17. Februar ausführlich besprochen. Ihr entnehmen wir einige Einzelheiten:

Liv Müller und Helmut Novak beim Liederabend am 9. Februar 2012, der Auftaktveranstaltung der Kulturvereinigung „Ponte“

> Auf dem Programm standen deutsche Volkslieder des 15. bis 19. Jahrhunderts, wobei der Terminus Volkslied weit gefasst war.

Bei vielen als Volkslieder bekannten Weisen sind Textdichter und Komponist nur Fachleuten bekannt. Zwar erkennt man sie nach den ersten Takten, doch wer sie geschrieben hat, kann man selten sagen. So stammt z. B. der Text des Liedes *In einem kühlen Grunde* von Joseph von Eichendorff, die Melodie von Friedrich Glück. Und wer weiß schon, dass *Ännchen von Tharau*, der in Memel ein Denkmal gesetzt wurde, von Heinrich Albert getextet und von Friedrich Silke vertont wurde.

Auch Werke prominenter Dichter gingen nach der Vertonung in das Volksliedgut ein. So Goethes Ballade *Der König von Thule* durch die Vertonung von Carl Friedrich Zelter, oder Heines *Lorelei* durch die Melodie von Friedrich Silcher. Helmut Nowak führte gekonnt durch das Programm und gab freimütig zu: „Es ist nicht leicht, den roten Faden bei so einem Blumenstrauß von Melodien zu finden."

Ein echtes Volkslied widmete Nowak der Erinnerung an seinen Lehrer, den Kammersänger Prof. Heinz Hoppe von der Musikhochschule Mannheim, der ihm „die Tür geöffnet hat zur Schönheit des deutschen Liedes": *Es dunkelt schon in der Heide* stammt aus dem 15. Jahrhundert. Nicht fehlen durften natürlich die Trinklieder, ein Ohrwurm darunter, wenn auch mit Wehmut angehaucht, klingt so: „Ich sitz' so gern beim Humpen,/ da wird das Herz mir weit/ und einen alten Lumpen/ so nennen mich die Leut'".

Nowak hatte auf einem geschmackvoll drapierten Tisch auch eine Glaskaraffe mit Wein stehen und prostete dem Publikum immer wieder zu. Lustig ging es zu bei dem uralten Volkslied *Es hat ein Bauer ein schönes Weib*. Dann gab es noch einen Gruß an die aus Halle stammende Pianistin Liv Müller mit *An der Saale hellem Strande*, wo es weiter heißt: „... stehen Burgen stolz und kühn/ Ihre Dächer sind zerfallen,/ und der Wind streicht durch die Hallen,/ Wolken ziehen drüber hin." Dabei dachten wohl die meisten Anwesenden an die Kirchenburgen in Siebenbürgen ...

Erwähnt werden soll auch, dass der Kulturverein hofft, ein eigenes Domizils etwa in einem großen sächsischen Gewölbekeller im Zentrum von Mediasch beziehen zu können. Novak schreibt:

> Aber dafür braucht es Sponsoren für den Ausbau, um am Ende das zu realisieren, was für Städte wie Wien, Bukarest oder Paris selbstverständlich ist: Ein Zentrum für die Präsentation von Kleinkunst. Natürlich kleiner als der Saal des Schullerhauses, aber mit ca. 60 Plätzen so gestaltet, das der Vortragende den direkten Kontakt zum Publikum hat, – ohne Mikrofon. In alten Zeiten nannte man so etwas Jazz-Keller, heute sagt man dazu Art-Cafe.

Mit dieser Vorstellung der neuen Mediascher Kulturvereinigung *Ponte* soll auch der Glückwunsch der Heimatgemeinschaft Mediasch e. V. überbracht werden Mögen ihnen die Ideen nicht ausgehen und auch nicht das Publikum.

In der Nähe Kirchners

Es möge an dieser Stelle gestattet sein, noch einmal an Hermann Kirchner zu erinnern, der vor 130 Jahren nur einen Steinwurf weit von Helmut Novaks Domizil Einzug gehalten hat. Und in Reichesdorf, wo die Pianistin Liv Müller heute zu Hause ist, begann der Siegeszug des wohl bekanntesten Kirchner-Liedes *Bäm Hontertstreoch*. Es würde sicher viele freuen, wenn *Ponte* auch das sächsische Liedgut von vor hundert Jahren in sein Programm mit einbezieht.

Brückenschlag

Und vielleicht ist es eine Überlegung wert, das Jahr 2013, in dem sich auch Kirchners Todestag zum 85. Mal jährt, dem Gedenken dieses Musikers zu widmen, der ganz konkret, durch seine Kompositionen, aber auch als Dirigent den Brückenschlag zwischen den Ethnien in Rumänien praktiziert hat. Deutsche, sächsische, rumänische und auch ungarische Kompositionen des Thüringers harren nämlich ihrer (Wieder-)Entdeckung.

Und wer weiß, vielleicht kann vor Kirchners Haus in der Mediascher Steingasse sein *Holderstrauch* in den drei wichtigsten Sprachen seiner Verbreitung (nämlich auf Sächsisch, Deutsch und Rumänisch) einmütig erklingen.

Liv Müller, Gerhard Servatius-Depner und Helmut Novak bei der Dichterlesung am 10. März 2012 im Schullerhaus

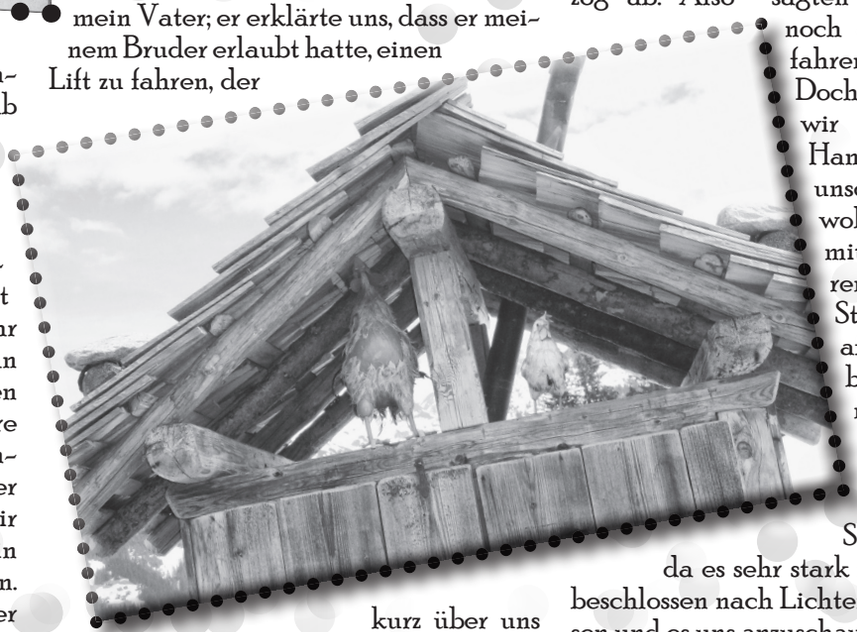
Jugend

SKIFAHREN IM MONTAFON

von Oliver Drotloff (11)

Da ist es, das Skigebiet Montafon. Meine Familie und ich sahen es vor uns, als wir nach sieben Stunden Fahrt endlich ankamen. Es war ein schöner, sonniger Tag, als wir in den Osterferien in unserer Ferienwohnung in Gaschurn angekommen waren. Unsere Wohnung

war groß und hatte alles, was man in einem einwöchigen Urlaub braucht. Es gab eine Küche mit großem Tisch, drei Schlafräume und ein Bad. Ich, als Jüngster der Familie, bekam von der Hausfrau einen Gutschein, mit dem ich kostenlos Skifahren durfte. Wir bekamen auch ein Depot für die Skiausrüstung, das ungefähr 50 Meter von der ersten Gondelbahn entfernt war. Am Morgen des ersten Skitages wollten wir gerade unsere Wohnung verlassen, als wir auf einmal merkten, dass wir einen unserer Depotschlüssel nicht hatten. Wir fanden ihn erst nach 15 Minuten in einer von Papas zehn Jackentaschen. Dann verschwand auch noch der Haustürschlüssel, doch diesen fanden wir ziemlich schnell. Nach dem ersten Stress des Tages konnten wir endlich, bei wunderschönem Wetter, auf die Piste. Dafür, dass es schon Ostern war, lag nicht, wie bei uns im Tal, wenig, sondern eher viel Schnee auf den Bergen. Zu Mittag aßen wir auf einer schönen Hütte und fuhren noch bis drei Uhr Ski. Am Abend spielten mein Bruder und ich „Elektrische Geräte", wie meine Mutter sie nennt, und danach mit unseren Eltern ein Brettspiel. Der dritte Tag begann mit der Routenplanung des Tages. Wir beschlossen, zum Hochjoch zu fahren, das ist ein Skigebiet, wohin es seit Neuestem eine Verbindung mit der Gondelbahn gibt. Man konnte von unserem Skigebiet aus einen Ziehweg fahren, der zu der neuen „Grasjochbahn" führte. Von oben konnte man mit einer weiteren Bahn zu einem schönen Aussichtspunkt kommen. In diesem Teil des Skigebiets gab es viele Pisten. Als Erstes fuhren wir eine lange Abfahrt hinunter. Danach, weil es schon Mittag war, beschlossen wir, zu einer nahe gelegenen Hütte zu fahren. Da es dort sehr voll war, mussten wir auf einem kleinen Hügel im Schnee essen. Nach dem Essen gab es leichte Unstimmigkeiten, denn ich wollte keine schwarze Piste fahren, aber mein Bruder wollte es. Also fuhr meine Mutter mit mir eine rote Piste und mein Vater mit meinem Bruder die schwarze Piste. Unser Weg war deutlich länger, deshalb warteten die anderen schon. Aber es war nur mein Vater; er erklärte uns, dass er meinem Bruder erlaubt hatte, einen Lift zu fahren, der



kurz über uns ankam. Also warteten wir, und auf einmal hörte ich, wie mein Handy klingelte und er sagte, dass es noch kurz dauern werde, denn der Lift hielt nicht dort, wo er dachte. Er kam also erst nach einer längeren Zeit, und dann fuhren wir die halbe Talabfahrt (der Rest war wegen Schneemangels gesperrt) und fuhren mit einer Riesengondel in den Ort und von dort mit dem Bus nach Hause. Am Abend dann noch ein Brettspiel und dann Gute Nacht. Der nächste Tag verlief ruhiger.

Wir fuhren mit dem Auto in ein kleines Seitental und blieben dann, da wir in den Waden leichte Krämpfe hatten, nur bis halb drei auf den Skiern. Sonst passierte nicht mehr viel, am Abend wie immer ein Spiel und sonst nichts mehr. Am Mittwoch waren wir in St. Gallenkirch, in einem größeren Ort. Zu Mittag gab es dort eine nette kleine Hütte, den Brunnellawirt. Am Abend dann, wieder zu Hause, kamen unsere Freunde an, die wegen einer Abiturprüfung ihres Sohnes erst später kommen konnten. Am nächsten Tag schlief ich ungewohnt lange, aber als ich aus dem Fenster sah, wusste ich auch warum. Bis fünf Meter über unserem Haus lag Nebel. Also spät aufstehen, viel Spielen, dann geht so ein Tag schon rum. Aber nach dem Essen kam dann die Erlösung, der Nebel zog ab. Also sagten wir, dass wir noch ein bisschen fahren wollten. Doch leider nur wir vier, denn Hanne und Uwe, unsere Freunde, wollten nicht mit. Wir fuhren noch zwei Stunden und aßen nochmal beim Brunnellawirt. Am vorletzten Tag sind wir nicht Ski gefahren, da es sehr stark regnete. Wir beschlossen nach Lichtenstein zu reisen und es uns anzuschauen. Dann am Samstag fuhren wir nach Hause und waren über diese Woche sehr glücklich.

(Fotos – von oben, Uhrzeigersinn)

„Über den Wolken ..." – traumhafte Skipisten im Montafon

„Zwei Hühner auf dem Weg nach vorgestern ..." beim Brunellawirt

Ohne Worte

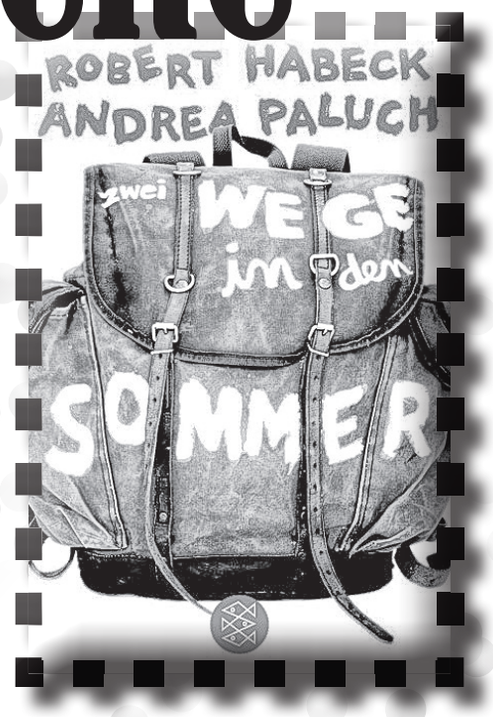
DIE LESEECKE seite

von Kerstin Wehrmann (15 Jahre)

The Hollow – Wahre Liebe ist unsterblich von Jessica Verday »ab 13 Jahren«

Abbeys beste Freundin Kristen ist gestorben. Niemand weiß, was passiert ist, auch Abbey nicht. Die meisten Bewohner von Sleepy Hollow glauben, es sei Selbstmord gewesen. Doch Abbey ist fest davon überzeugt, dass ihre beste Freundin so etwas niemals getan hätte.
Auf Kristens Beerdigung lernt sie einen umwerfenden Jungen namens Caspian kennen, mit dem sie sich oft trifft und der ihr hilft, über Kristens Tod hinweg zu kommen. Sie freundet sich außerdem mit einem alten Grabpfleger auf dem Friedhof und dessen Frau an. Doch bald muss Abbey erkennen, dass alle nicht die sind, die sie zu sein

scheinen. Welches Geheimnis haben sie? Oder ist das alles nur eine Sinnestäuschung, weil Abbey doch noch nicht über den Tod ihrer besten Freundin hinweggekommen ist? „The Hollow“ ist eine schöne Liebesgeschichte, wenn auch mit einem etwas plötzlichen und relativ offenen Ende. Es ist spannend geschrieben und weckt die Lust, auch den zweiten und dritten Teil der „The Hollow“- Reihe zu lesen.

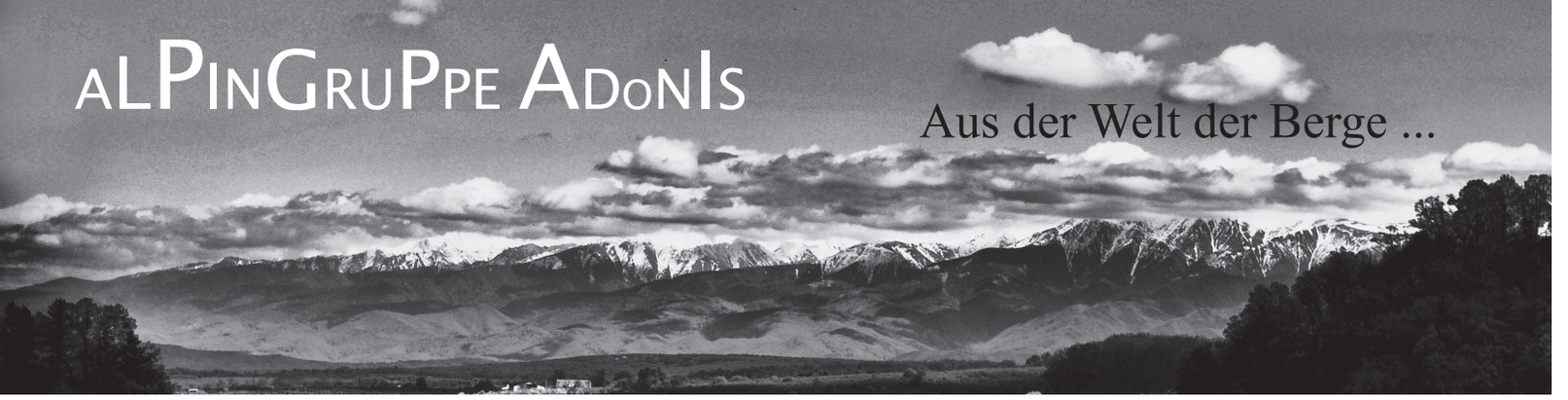


Zwei Wege in den Sommer von Robert Habeck und Andrea Paluch »ab 15 Jahren«

„Etwas erlangt Bedeutung, nicht indem man es tut, sondern indem man es nicht tut.“
In den letzten Sommerferien vor dem Abitur beschließen Max, Ole und Svenja, auf getrennten Wegen ohne Geld nach Finnland zu kommen. Dort wollen sie sich wieder treffen. Max fährt alleine mit seinem Segelboot, weil sein Plan eigentlich ist, niemals in Finnland anzukommen, weil er vorher Selbstmord begehen will. Ole und Svenja, die zusammen sind, fahren als blinde Passagiere in Güterzügen. Ole will sich jedoch am Ende der Reise von Svenja trennen.
Die drei beschäftigen sich auf ihrer Reise immer wieder mit den Fragen nach der Zukunft und nach der Liebe. Als sie sich in Finnland treffen, ist ihre Freude eher gespielt als echt. Diese Fassade bröckelt schnell und es wird klar, dass niemand so genau weiß, was er wirklich will ...
Das Buch ist überraschend, denn eigentlich scheint die Geschichte nicht besonders spannend zu sein. Doch dann merkt man, dass der Fokus der Geschichte nicht auf der Reise liegt, sondern auf den Gefühlen und Wünschen der Jugendlichen. Das Buch ist zwar nicht sensationell spannend, aber es wird auch nie langweilig. Es ist sehr tiefgründig und philosophisch, weil es sich mit grundlegenden Dingen wie der Liebe, der Zukunft, dem Sinn und der Bedeutung beschäftigt und so zum Nachdenken anregt.

Fahrenheit 451 von Ray Bradbury

Der Roman handelt von einem Staat in der Zukunft, in dem es verboten ist, Bücher zu lesen oder zu besitzen. Die Feuerwehr, die Bücher verbrennt, anstatt Brände zu löschen, und mechanische Hunde spüren die verbliebenen Bücher auf und vernichten sie. So wird das selbstständige Denken in der Gesellschaft unterdrückt und diese kontrolliert. Mit großen Fernsehwänden in den Häusern werden die Menschen, Opfer des Systems, von wichtigen Dingen wie dem drohenden Atomkrieg abgelenkt.
Der Feuerwehrmann Montag scheint zunächst nichts gegen dieses totalitäre System unternehmen zu wollen. Als aber Clarisse in seiner Nachbarschaft auftaucht, die Montag mit ihrer Weltanschauung fasziniert, beginnt er sich gegen Feuerwehrhauptmann Beatty, der die Regierung repräsentiert, aufzulehnen.
Das Buch ist eine Warnung vor der Oberhand, die das Fernsehen erlangt, und vor der drohenden Abwendung von Büchern. Es ist sehr spannend geschrieben und spiegelt die Angst vor Zensur und Propaganda authentisch wider.



Bergsteigen und Orientierungslauf in Mediasch 1985 bis 1990

von Reinhold Kraus

Fünf Jahre vor dem Ende der kommunistischen Ära waren die Lebensbedingungen in Rumänien schwieriger denn je, und viele Siebenbürger Sachsen beschäftigte der Gedanken, in die Bundesrepublik auszureisen. Trotz dieser Situation fand in Mediasch eine rege bergsteigerische Aktivität statt. Die Grundlage dafür waren Wanderwettbewerbe, die unter dem Dach der „Föderation des rumänischen Massentourismus" mit Sitz in Bukarest auf Stadt-, Kreis- und Landesebene stattfanden. Diese wurden von Emilian Cristea ins Leben gerufen, um im rumänischen Bergtourismus einen Aufschwung auszulösen. Alexandru Constantinescu, damals Vorsitzender des CJEFS[1]-Tourismus-Abteilung Hermannstadt und Vertreter des Kreises bei CNEFS[2] in Bukarest, war ein Motor dieser neuen Wanderwelle im Kreis Hermannstadt. Er trug wesentlich zur qualitativen Verbesserungen der Wettbewerbe auf Kreis- und Landesebene bei. Constantinescu organisierte 1986 gemeinsam mit Reinhold Kraus einen Bergführerkurs in Mediasch mit 25 Teilnehmern. 1987 veranstaltete Kraus einen weiteren Bergführerkurs, an dem 50 begeisterte, junge Naturliebhaber teilnahmen. Die Unterrichtsthemen waren Kenntnisse über Geologie, Fauna und Flora der Karpaten, Naturschutz, Orientierungstechnik, Bergsteigerwissen, Erste Hilfe sowie Organisieren und Führen von Bergtouren.

Adonis-Gruppe mit dem Wanderpokal „Sibiniensis" (1986). Obere Reihe von links nach rechts: Karlheinz Pelger, Doru Fărcaş, Nicolae Glogovetan-Gutt, Hans Hügel, Hermann Steinmeier, untere Reihe: Angelika Rehner, Carmen Heiser, Reinhold Kraus

Um dem allgemeinen Wettbewerbsdrang der ständig steigenden Teilnehmer in diesen Jahren gerecht zu werden, wurde 1986 parallel zum Landespokal „Ştafeta Munţilor"[3], bei denen jeweils nur die Kreisbesten untereinander konkurrierten, ein weiterer Landespokal, „Amicii Drumeţiei"[4], ins Leben gerufen, bei dem Anfänger und Amateure antraten. Was erfordert denn solch ein Wanderwettbewerb?

Zunächst einmal wurden die Teilnehmer in Mannschaften nach Altersgruppen mit 3-5 Mitgliedern aufgeteilt. Jedes Team musste eine vorgegebene Route nach Wanderkarte zurücklegen, im Winter trat Skilanglauf an Stelle des Wanderns. Entlang der Wanderrouten mit einer durchschnittlichen Dauer von fünf bis zehn Stunden waren Kontrollposten aufgestellt. Dort wurden nicht nur die Zeiten der Mannschaften gemessen, sondern es wurde zusätzlich Allgemeinwissen abgefragt und praktische Übungen gefordert. Die Fragen galten diversen Themen aus Geographie, Geologie, Heimatgeschichte, Flora und Fauna sowie über Erste Hilfe und Orientierungsaufgaben. Die Quelle, aus welcher man sich das nötige Wissen aneignen konnte, waren die Serie von Bergführern „Munţii Noştri".[5]

Viel Spaß bereiteten die kulturellen Darbietungen am Abend, wie humorvoller Sketche, Singen, Gedichte, die auch von einer ausgewählten Jury bewertet wurden. Eine gewissenhafte Vorbereitung war erforderlich, wollte

[1] Consiliul Judeţean pentru Educaţie Fizică şi Sport, Kreisrat für Leibeserziehung und Sport

[2] Consiliul Naţional pentru Educaţie Fizică şi Sport, Nationaler Rat für Leibeserziehung und Sport

[3] Staffellauf der Berge

[4] Wanderfreunde

[5] Unsere Berge

Adonisgruppe im Zeltlager (1986). Obere Reihe von links: Carmen Heiser, Angelika Rehner, Doru Fărcaş, Karlheinz Pelger, Reinhold Kraus, untere Reihe: Hans Hügel, Ionel Simion

man sich einen Platz in den vorderen Reihen erkämpfen oder gar auf dem Siegertreppchen stehen.

In Mediasch entstanden von 1985 bis 1990 acht Wandervereine, die in den Unternehmen der Stadt Mediasch ihren Sitz hatten und der Sportabteilung Wandern und Tourismus des Munizipiums Mediasch angehörten, deren Vorstand Reinhold Kraus war. Dieses waren: „Club turistic montan Adonis" im *Automecanica*-Betrieb, „Club touristic Civitas" in der *Geamuri*-Fabrik, „Per Pedes", „Trans Silvan" und „Dianthus" (Gaz Metan), benannt nach dem lateinischen Namen der Nelke, „Tîrnava-Textilwerke" (Tîrnava/IRTI), „Genţiana" (Enzian) (Relais-Fabrik), und „Coridalis" (Schraubenfabrik), benannt in Anlehnung an den lateinischen Namen des Lerchensporn, *Corydalis*. Durch die Anlehnung der Wandervereine an die Betriebe erhielten diese finanzielle Unterstützung. Die Mitglieder wurden an Samstagen und manchmal auch für mehrere Tage freigestellt.

Davon machten die Vereine „Adonis", „Genţiana" und „Tîrnava" mit jeweils circa 40 bis 50 Mitglieder, überwiegend Siebenbürger Sachsen, am meisten auf sich aufmerksam. Der Wanderverein *Enzian* mit dem Vorsitzenden Otto Wachsmann, unterstützt von Hans Holzmann, Reinhold Doming und Reinhilde Gottschling, organisierte Wanderwettbewerbe im Hohenstein und in den Fogarascher Bergen.

Der *Tîrnava-Verein* mit dem Vorsitzenden und stets gutgelaunten Senior Richard Gräff, unterstützt von Hans Orth und Mathias Mosberger, organisierte meist Orientierungsläufe im Greweln und Binder Bubi in Mediasch. Erwähnenswert ist auch der Wanderverein *Coridalis*, der seine Aktivitäten auch nach der Wende 1989 bis ins Jahr 2008 fortsetzten. Leiter der Gruppe war Marcu Doinescu. Auch *Dianthus* hat nach der Wende noch lang weiter bestanden.

Trotz der normalen Rivalitäten bei sportlichen Auseinandersetzungen kann man sagen, dass die Mitglieder aller Vereine sich zu einer Art „Wanderfamilie" formten.

Nicht selten traf man am Wochenende am Mediascher Bahnhof 40-50 strahlende und fidele meist junge Bergsteiger mit Rucksäcken, die sich auf das bevorstehende Erlebnis freuten. Mit einem verschmitzten Lächeln erinnere ich mich an die Zugfahrten in Richtung Hermannstadt, Zărneşti, Vatra Dornei usw., auf denen die Gitarre nie verstummte. Nicht selten fuhren wir aus Geldmangel ohne Fahrkarten und bestachen den Zugschaffner.

Das Echo all unserer Bemühungen und der Versuch, den Mitmenschen die Möglichkeit zu bieten, körperliche und seelische Entspannung in der abwechslungsreichen Kulisse der Natur zu finden, lockte Hunderte von Jugendlichen sowie Erwachsene in die Bergwelt der Karpaten.

Diese Aktivitäten waren die letzten, an denen Siebenbürger Deutsche sowie Banater Deutsche in größerer Zahl teilgenommen haben.

Alpingruppe Adonis 1985-1990

Im Februar 1985 gründete eine Gruppe begeisterter Bergfreunde und Naturliebhaber aus dem *Automecanica*-Betrieb in Mediasch, geleitet von Reinhold Kraus, den Wanderverein *Adonis*. Das gerade im Frühling die Berge um Mediasch schmückende gelbe Adonisröschen (*Adonis vernalis*) stand Pate für den Namen des Vereins. Zu den Gründungsmitgliedern zählten Hermann Steinmeier, Helmut Ziss, Nicolae Glogovetan-Gutt, Arpad Naghy, Kurt Wagner und Tamás Horia.

Da die Mehrzahl der Mitglieder Deutsche waren, bedurfte es eines besonderen Geschicks, um von der Sportabteilung des „Automecanica"-Betriebes anerkannt zu werden und somit in Genuss finanzielle Unterstützung zu kommen und von der Arbeit freigestellt zu werden. Dass „einfaches Wandern" auch eine Sportart ist, musste durch regelmäßige Teilnahme an Wanderwettbewerben bewiesen werden. Unterstützung erhielten wir von dem damaligen stellvertretenden Direktor Dipl.-Ing. Gerhard Kelp. Geholfen haben auch

Adonisgruppe bei Schneetreiben vor dem Negoi-Haus (1987)

die gewonnen Pokale, die die Büros von Parteileitung, „Sindicat“ („Gewerkschaftsleitung“) und der Direktoren schmückten.
1986 zählte *Adonis* selber bereits 50 begeisterte und begeisterungsfähige Mitglieder, die die Wandertradition in Mediasch durch ihren Enthusiasmus, ihren Fleiß und ihre Einsatzbereitschaft zu neuem Leben erweckten. Die Tätigkeit von *Adonis* beschränkte sich jedoch nicht nur auf die Teilnahme an Wettbewerben. Vielmehr zählten wir es zu unseren Aufgaben, mit Ausstellungen und Vorträge kulturelles Leben zu fördern und neue Mitglieder zu gewinnen, vor allem in den Schulen, in denen, hauptsächlich durch die Auswanderungswelle bedingt, kaum mehr Wander- und Orientierungs-Aktivität praktiziert wurde.
Des Weiteren zählten zu den erwähnenswerten Aktivitäten von *Adonis* die Erneuerung der Markierung des Wanderwegs von Mediasch nach Baaßen.
Die Neumarkierungen, die im Greweln und im Izvorul Dorului begannen, vernetzten wir mit dem existenten Wanderweg und versahen diese mit im „Automecanica“-Betrieb selber hergestellten neuen Wegweisern. Auf diesen von uns neu markierten Wegen herrschte Wettbewerbsfieber in dem von uns organisierten Wettkampf um den *Adonis*-Pokal in den Jahren 1986, 1987 und 1989. Zahlreiche Bergfreunde aus verschiedenen Städten wie Hermannstadt, Heltau, Tg. Mureş, Kronstadt und Bukarest ehrten uns mit ihrer Anwesenheit und genossen diese Wettbewerbe, trotz des Rußes aus Klein-Kopisch, der leider die Wälder und Wiesen komplett verschmutzte. Geschenke, Pokale, Wimpel und Medaillen mit dem selbstentworfenen und selbstgefertigten *Adonis*-Wappen, entworfen von Roland Widmann, wurden den Siegern feierlich verliehen.

Auf der Hohen Rinne (1988) *Fotos (6) Archiv Reinhold Kraus*

Pionierarbeit

Eine Ausnahme bildete das Jahr 1988. In diesem Jahr wurde der *Adonis*-Pokal nicht wie gewohnt auf der Wasserscheide zwischen Kleiner und Großer Kokel ausgetragen, sondern im nordwestlichen Teil der Fogarascher Berge mit dem Basislager in Sebeşul de Sus. Auch in diesem Teil der Karpaten leistete unser Verein wahre Pionierarbeit. Mit Unterstützung von Rüdiger Tischler, einem Experten dieser Region, wurden neue Wege markiert, die bis zum Hauptkamm der Fogarascher Berge führten. Zu diesem attraktiven Wettbewerb konnten wir einen Rekordbesuch von über 450 Wanderern zählen.
Alle Pokale und Urkunden stärkten uns in unserem Selbstvertrauen und motivierten uns noch mehr, weitere Kenntnisse für ein gerechtes Verhalten in den Bergen zu erwerben. Jeder Gruppensieg, jeder Einzelsieg war unser Vereinssieg und ein immer wieder erneuertes Vereinsfest. Nicht selten wurde dabei der gewonnene Pokal zum Kelch, die strapazierten Stimmen zu klingenden Chören, die Nacht erneut zum Tag im Scheine des Lagerfeuers. Spielte Werner Mosberger mit seiner Gitarre und dirigierte er gleichzeitig einen Kanon, blieb vor Begeisterung kein Auge trocken.
Nicht nur Wanderwettbewerbe prägten unsere Aktivität. Skilager auf der Hohen Rinne, Faschingsfeiern in der Surul-Hütte, Expeditionen in den Westkarpaten, leichte wie auch anspruchvolle Wanderungen im ganzen Karpatenareal gehörten auch dazu.
Alle bisher aufgezählten Tätigkeiten waren nur Dank zielstrebiger und begeisterter Mitglieder möglich, die sich mit dem Verein identifizierten und die stets Einsatzbereitschaft und Opfersinn gezeigt haben, wenn es notwendig und gefordert war. Zu ihnen gehören: Carmen Heiser, Hajni Demeter, Ingwelde Mosberger, Hans Hügel, Hans Schenk, Hans Alischer, Doru Farcaş, Richard Schobel, Klaus Hudak, Florian Klein und Michael Roth.
„Koky“ ist der Kosename, unter dem der Schriftführer des *Adonis*-Vereines bekannt ist. Sein Können und seine Zuverlässigkeit, sei es im organisatorischen oder sportlichen Bereich, ist bemerkenswert.
Mit seiner Heiterkeit und seiner Lebensfreude schloss sich Hansotto Kelp in die Herzen der Kinder, mit

Die bedeutendsten Erfolge von „Adonis“ bei den Wanderwettbewerben

1985: 3. Platz im Landespokal „Ştafeta Munţilor“ im Rarău-Gebirge (Altersgruppe 18-35 Jahre)
1986: 1. Platz im Sibiniensis-Pokal im Zibins-Gebirge (18-35 Jahre)
1986: 3. Platz im Landespokal „Amicii Drumeţiei“ im Bucegi-Gebirge (18-35 Jahre)
1986: 2. Platz im Fogarascher-Pokal im Fogarascher-Gebirge
1987: 1. Platz im Fogarascher-Pokal im Fogarascher-Gebirge, Bărcaci-Negoi (18-35 Jahre)
1988: 2. Platz im Kreispokal im Fogarascher-Gebirge, Podragu-Moldoveanu (10-14 Jahre)

denen er sich auch gerne beschäftigte. Ihm und allen andern Mitgliedern, die unser Vorhaben unterstützten, einen herzlichen Dank auch auf diesem Wege.

Die Orientierungsabteilung

1986 wurde die Alpingruppe *Adonis* Mitglied der „Federația Română de Orientare Turistică“[6] und nahm somit an Orientierungswettbewerben auf Stadt-, Kreis- und Landesebene teil. Trainiert wurden die Läufer von Reinhold Kraus, unterstützt von Attila Papp und Hansotto Kelp im Ortsteil Greweln in Mediasch. Obwohl das Orientieren auf den uralten Schwarz-Weiß-Karten schwierig war, stieg das Interesse vieler, auf dem „größten Sportplatz der Welt“ mit dem Kompass die Posten im Wald zu finden.

Die Geschwister Renate und Robert Miess, ehemalige Schüler von Prof. Gustav Servatius, und Gligor Pavel, die über eine langjährige Erfahrung verfügten, lehrten die Feinheiten der Orientierungstaktik und -technik.

Der *Adonis*-Verein organisierte im Frühling und Herbst Orientierungswettbewerbe in Mediasch, an denen ca. 30 bis 50 Läufer teilnahmen. Beliebt war auch die Teilnahme am internationale „Prahova-Tal-Pokal“, der abwechselnd in Predeal und Sinaia ausgetragen wurde. Grund dafür war die gute Organisation, die Nähe der Berge sowie das Bedürfnis, Teilnehmer aus anderen Ländern kennenzulernen. Die Bekanntschaft mit Orientierungsläufern aus Thüringen, die von Peter Vitzthum angeleitet wurden, brachte gegenseitig sehr viel Freude.

Unvergesslich für Kurt Gassmann, Hans Hügel, Claudius Peter und Ferencz Bandi sind die Marathon-Orientierungsläufe in Plopeni und Klausenburg, der Rumänien-Pokal 1989 in Predeal, die Qualifikationsläufe auf der Schullerau oder die Landesmeisterschaften in Alba Iulia 1989. Martina Muntean, Petra Schneider, Michael Orban und Roland Binder gewannen im Jungen Wald bei Hermannstadt den Kreismeister-Titel.

[6] Rumänische Föderation für den Orientierungslauf

Große Aufgebot am Bulea-Wasserfall: Obere Reihe je von links nach rechts: Gerlinde Miess, Werner Mosberger, Robert Miess, Popp Ottilo, Dimana Klein Florian (Flika), Helmut Ziss, Marius Corburean, Hans Schenk, Richard Schobel, Michael Roth, mittlere Reihe: Peter Claudius(verdeckt) Hügel Hans, Klaus Hudak (Päker), vordere Reihe: Hansotto Kelp (Koky) Reinhold Kraus, Doru Farcaş, Kovacs Nagy

Der Wunsch nach einer mehrfarbigen Orientierungskarte in Mediasch führte 1989 dazu, mit Ausmessungs-Arbeiten im Waldgebiet zwischen Mediasch und Baaßen zu beginnen. Mit Hilfe zweier Kartographen aus Klausenburg und wochenlanger Einsatzbereitschaft unserer Mitglieder, insbesondere Robert Miess, konnten die Grundrisse der zukünftigen Orientierungskarte, die ein Gebiet von etwa 14 km² erfassen sollte, beendet werden. Doch dann kam Ende 1989 der Regimesturz und mit ihm das Ende eines Traumes vieler Mediascher Orientierungsläufer, da die Karte nicht mehr fertiggestellt werden konnte.

Startbereit für den Orientierungslauf (1988): Sandra Căpîlnean und Kurt Gassmann

Abenteuer und Erlebnisse

Die abwechslungsreichen Karpatengruppen – sei es das Retezat, die Fogarascher, der Ciucaş oder der Ceahlău, die milden Berge mit ihren Wäldern, die unserer Heimatstadt Mediasch umgeben – werden verbunden mit zahlreichen Abenteuern, Erlebnissen und dem ausgeprägte Gemeinschaftsgefühl in unserer Phantasie weiterleben.

1990 siedelten viele der *Adonis*-Mitglieder nach Deutschland über. Die Liebe zum Berg, die innige Freundschaft und das Bedürfnis, die neue Freiheit zu genießen, vereinte uns wieder.

Seit 1997 agieren wir nun als *Alpingruppe Adonis* in der Sektion Karpaten des DAV. Wir laden unsere Leser, insbesondere aber jene, die Freude am Bergwandern, Klettern, an Skitouren und an aller Art von Geselligkeit am Berg und in den Bergen habe, dazu ein, unsere Homepage zu besuchen:

www.sektion-karpaten.de

Skitour-Wochenende am Brenner

von Reinhold Kraus

Vom 15. bis zum 18. März 2012 hatte unser aktivster Mediascher Bergsteiger, Ulf Schaser (69), zu einem viertägigen Skitour-Wochenende eingeladen. Der Einladung sind zehn Wintersportbegeisterte gefolgt.

Es ist erstaunlich, wo man mit den Ski überall herunter fahren kann“ sagte Hans Werner, der in den letzten drei Jahren Tausende von Höhenmetern mit den Tourenski an den Beinen bezwungen hat. Ein steiles Bachbett, in dem wir uns am dritten Tourentag hinunterarbeiteten, war der Auslöser dieser Feststellung. In der Tat war jede Abfahrt anders. Manchmal ging es über gemütliche Hänge, manchmal über steile Flanken, manchmal durch die Tannen oder in steilen Rinnen bergab. Zugegeben, oft ist es mühsam, die Ski richtig zu führen, aber auch diese Herausforderung ist ein Reiz dieser Sportart. Bei guten Schneeverhältnissen gleitet man wie im Traum die Hänge hinunter, flicht Zöpfe in den unberührten Schnee, legt seine eigene Spur, genießt den Rausch der Geschwindigkeit.

Um herunterfahren zu können, muss man erst mal aufsteigen. Jeden Tag zwischen 9 und 10 Uhr standen wir an den Ausgangspunkten, klebten die Felle auf die Ski, checkten unsere Lawinen-Suchgeräte, um dann allmählich den richtigen Aufstiegsrhythmus zu finden. Dementsprechend bildeten sich Gruppen. Die Ehrgeizigeren und Sportlicheren unter uns gingen voraus, und die anderen folgten in einem gemütlicheren Tempo. Ganz ohne Schweiß geht es nicht. Doch die Pausen mit heißem Tee und einem kleinen Snack erleichtern den Aufstieg. Sattelberg 2113 Hm, Muttenkopf 2640 Hm, Fradersteller 2247 Hm und Leitner Berg 2309 Hm hießen die bestiegenen Gipfel. Bei Schneemangel mussten wir die Ski bis zur Schneegrenze auf dem Rücken tragen.

Erinnerung an Binder Bubi

Hierbei kamen Erinnerungen aus der Kindheit vom Binder Bubi, unserem Hausberg in Mediasch auf, da gab es auch keine Lifte. Ich nutzte diesmal die ca. drei bis vier Stunden Aufstiegszeit, um mich mit Catherine Roth zu unterhalten. Es war unsere erste Begegnung, und somit hatten wir uns viel zu erzählen. Catherine ist Wissenschaftlerin, in Frankreich geboren und hat Mediascher Wurzeln. Zurzeit schreibt sie eine Doktorarbeit und ein Buch über die Siebenbürger Sachsen. Deshalb befragte sie mich über die Tätigkeit der Alpingruppe Adonis in Mediasch. Mit Begeisterung berichtete ich über diese wunderbare Zeit im Greweln und in den Karpaten. Natürlich auch über die Schwierigkeiten materieller Natur. Auf die Frage, ob wir die Alpingruppe gegründet haben, um die Aktivitäten des Siebenbürgischen Karpatenvereins weiter zu führen, antwortete ich verneinend. Damals wussten wir nicht viel oder nichts von der Existenz dieses Vereins, der 1945 vom rumänischen Staat aufgelöst wurde. Was uns angetrieben hatte, war die Freude an der Bewegung in der Natur insbesondere in den Bergen, die Freuden am Zusammensein, am Feiern und an der Freiheit, die wir dort erleben durften. Auch die Existenz der Staatsicherheit bei den Wanderwettbewerben musste ich verneinen. Die Atmosphäre zwischen den deutschen, rumänischen und ungarischen Bergfreunden war ausgezeichnet. Begeistert hatte Catharine auch die Geschichte *mit der Wurst*, die mir in den Zeiten des akuten Lebensmittelmangels (1985-1990) Tür und Tor bei den Behörden und im Betrieb öffnete, wenn es um organisatorische Angelegenheiten in der Vereinsarbeit ging. Diese „Wunderwaffe“ kam aus der Metzgerei meines Vaters.

Im Nu verging die Aufstiegszeit, und wir beglückwünschten uns am Gipfelkreuz mit dem Spruch „Berg Heil“, Umarmungen und Küsschen. Das erlebt man im täglichen Leben auch immer seltener. Nach einer kurzen Verschnaufpause waren mehrere Flachmänner mit feinem Likör für die Damen, aber auch etwas härterer *Țuică* im Umlauf. Die Stimmung war bombig. Schließlich hatte man was erreicht, und die Vorfreude auf die Abfahrt trug auch dazu bei. Am dritten Tag blies der Wind auf dem Gipfel sehr heftig, deshalb suchten wir uns ein Plätzchen im Windschatten einer Wächte (überhängende Schneemasse). Nachdem uns Ulf die Namen der um uns liegenden schneebedeckten Berge verraten hatte (bewunderns-

wertes Wissen), zogen wir die Felle vom Ski und bereiteten uns für die Abfahrt vor.
Gegen 16 Uhr erreichten wir unsere Herberge, eine Hütte des Österreichischen Alpenvereins. Die Sonne lockte uns auf die Terrasse, wo wir uns mit einem kühlen Bierchen oder Kaffee den Nachmittag versüßten. Eine fröhliche Stimmung stellte sich ein. Unter den Teilnehmern war diesmal auch ein Pärchen aus Rumänien, Mitte 40. Sie sind seit einem Jahr Mitglieder der Sektion Karpaten. Wir tauschten Meinungen über Wirtschaft, Politik, Sport und Reisen aus. Auch die rumänischen Witze wurden wieder ausgegraben. Carmen und Gabi sagten, sie hätten nicht einmal in Rumänien so viele gute rumänische Witze gehört. Die Zeiten ändern sich, auch dort. Oft mussten wir unsere nicht rumänisch sprechenden Teilnehmerin, Dagi, mit den Worten trösten: „Diesen Witz kann man leider nicht übersetzten." Am Abend schauten wir uns im Seminarraum eine Bilderprojektion von fernen und nahen Reisen an, die uns Appetit auf kommende Unternehmungen machte.
Als wir am letzten Tag den Gipfel erreichten, blies ein heftiger Wind. Etwas unterhalb befand sich eine kleine Holzhütte, in der wir Zuflucht fanden. Sogar Decken waren drin. Nach dieser romantischen Pause suchten wir eine noch beschneite Abfahrtsroute durch den Wald zu unseren Autos. In einem Restaurant ließen wir unser verlängertes Skitour-Wochenende ausklingen. Nach einem langen Abschied, eigentlich wollte man sich nicht so recht trennen, traten wir den Heimweg an. Der nächste Winter kommt bestimmt, und wir hoffen, dass noch viele Mediascher mit uns auf Skitouren gehen werden. Auch Anfänger sind willkommen, wir stellen für einen Versuch die Ausrüstung zur Verfügung. Mit dabei waren: Dagmar Götz, Liesbeth Kassargian, Carmen Heiser, Carmen Sandescu, Gabi Turdasan, Catherine Roth, Belo Biro, Klaus Simonis, Ulf Schaser, Petra Maurer, Hans Werner und Reini Kraus. Einen herzlichen Dank an Ulf Schaser für die ausgezeichnete Organisation.

Eine Studie über freilaufende Sachsen im Gelände

von Catherine Roth

Im Obernberger Tal: Klaus Simonis, Hans Werner, Petra Maurer, Carmen Heiser, Bela Biro, Lisbeth Kassargian, Catherine Roth, Reinhold Kraus *Ulf Schaser*

Diesen kurzen Artikel widme ich dem Gedächtnis eines lieben Menschen, der immer so gerne schrieb, Herbert Drotloff. An einem Nachmittag waren wir auf dem Fahrrad unterwegs, und wir hielten auf einer Malvenwiese und sprachen über seine Gedichte. Dass ich mal für das Mediascher Infoblatt *schreibe, das hätte er mit Sicherheit nicht gedacht. Ich auch nicht.*

Der Siebenbürgische Karpatenverein und die kollektive Identität der Siebenbürger Sachsen

Im Zuge zweier Forschungsprojekte über die kollektive Identität der Siebenbürger Sachsen fiel mir immer wieder auf, welche wesentliche Rolle die Berge und der Siebenbürgische Karpatenverein darin gespielt haben. Bergtouren als kollektive Identität? Dieses Zwischenergebnis zu verstehen stellte eine große Herausforderung dar. Die wissenschaftlichen Entdeckungen diesbezüglich entpuppten sich als unglaublich interessant. Der SKV war nicht nur, und Ende des 19. Jahrhunderts nicht einmal vordergründig, ein Wanderverein, sondern das Werkzeug einer Erschließung damals kaum bekannter Bergregionen Siebenbürgens mittels Wegmarkierungen und Hüttenbau. Die Publikationen in den Jahrbüchern und in Sonderveröffentlichungen wie den verschiedenen Floren oder Bergkarten wurden Anfangs als die Hauptaktivität des Vereins betrachtet, das sagen ausdrücklich sowohl die Statuten als auch der Gründungspräsident Karl Wolff. In seiner ersten Rede aus dem Jahr 1880, die im ersten Jahrbuch von 1881 abgedruckt ist, erläuterte er das Programm und die Philosophie des Vereins. Besonders heftig widersprach er dabei dem „Vorurteil", erstes Ziel des Vereins sei die sportliche Vergnügung: Seine Gründer seien sicherlich keine „Käuze", „die für den Kultus ihres Bergwahnsinns sogar Vereine gründen". Deutlicher kann man nicht betonen, dass das Wandern hier kein Endzweck und auch nicht das Zentrum des Programms darstellte, wenn es auch später der Fall wurde. Wer Ohren hat, der höre …
Nach der historischen Studie kamen viele Fragen zum Bergsteigen im kommunistischen Rumänien und in der Sektion Karpaten des deutschen Alpenvereins dazu. Dabei hörte ich zum ersten Mal von der Berggruppe mit dem vielversprechenden Namen *Adonis*. Manfred Kravatzky beantwortete in Gundelsheim meine Fragen sehr entgegenkommend und machte mich als Skitourengeherin

auf das Programm der Sektion Karpaten aufmerksam. Also meldete ich mich für zwei Skitouren mit dem Gedanken an, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. So war ich bei der von Petra Maurer angebotenen Skitour im Valposchiavo im Februar 2012 und im März bei der von Ulf Schaser geführten Tour in Obernberg in Tirol dabei. Und es war wahrhaftig nützlich und wirklich angenehm.

Am Anfang waren die Mittourer schon erstaunt über meine vielen Fragen, denn man schreibt zwar viel zu viele Doktorarbeiten über die Sachsen, wie Inge Jekeli[1] immer behauptet, aber eine Wissenschaftlerin, die Bergtouren mit Heft und Stift im Rucksack macht und ständig Fragen stellt, das scheint eine nicht so übliche Erfahrung zu sein. Am treffendsten formulierte Hans Ritschmann das allgemeine Erstaunen: „Du machst also eine Studie über freilaufende Sachsen im Gelände?“, fragte er. „Ja, so kann man es beschreiben.“ Hans ist übrigens kein Sachse, das betonte er, er kam hinzu durch eine Anzeige der Sektion zur Besteigung des Elbrus dazu. Seine Eltern sind aber Deutsche aus Ungarn gewesen.

Warum man Mitglied in dieser Sektion und nicht in der lokalen Sektion des Alpenvereins wird, das wollte ich natürlich wissen. Die Antworten waren einstimmig, so Petra Maurer: „Ich habe mich zugehörig gefühlt“, Klaus Simonis: „Weil ich Siebenbürger bin.“ Oder Hans-Georg Richter: „Ich habe mit 40 gedacht, ich bekenne mich jetzt, ich bin ja Siebenbürger, auch wenn ich nicht immer mit Siebenbürgern sitze.“

Von den 380 Mitgliedern, schätzt Geschäftsführerin Maurer oder die strahlende Petra, sind vielleicht zehn keine Sachsen. Zu denen gehören zwei ursprünglich durch Heirat eingebürgerte Siebenbürger, der Klausenburger Bela Biro und der Mediascher Nelu Manta, die im Witzeerzählen wettstreiten und dadurch meinen rumänischen, armakademischen Wortschatz (sehr) erweitern. Auf dem Weg zur Spitze streiten Bela und Nelu freundschaftlich in verschiedenen Sprachen, und unsere Bergsteigersachsen lassen ihre schöne Sprache fröhlich erklingen.

Vom Schneebrett erwischt

Mich hat ein kleines Schneebrett erwischt oder ich es. Mein Skistiefel ist kaputt, deswegen erreiche ich den Pass lange nach den Anderen, die schon auf dem Gipfel sind. Drei Mitglieder der Sektion München, die in der Hütte am Nebentisch sitzen, sonnen sich auf dem Pass und fragen mich: „Was seid Ihr denn für eine Sektion?“ Ich erkläre es ihnen mit meinem französischen Akzent. Sie schauen mich perplex an und trauen sich nicht, weiterzufragen.

Die Berge und die Wurst

Bei der Tiroler Tour, einen Monat später, ist der da, den man mir zu diesem Thema schon überall empfohlen hat, Reinhold Kraus („Reini“). Zum Glück freut er sich auf Interviews und beantwortet im Gehen meine kurzen Fragen lange, was seiner und meiner Kondition entspricht.

Geschafft! Ulf Schaser, Lisbeth Kassargian, Dagmar Götz, Bela Biro, Reinhold Kraus, Carmen Heiser, Hans Werner, Klaus Simonis, Carmen Sandescu und Gabi Turdasan
Foto Petra Maurer

[1] Im Übrigen ist Inge mit Ulf Schaser verwandt, sagte er mir. Nicht nur in jedem sächsischen Dorf trifft man ehemalige Schüler und Freunde Inges, auch auf einer schweizerischen Berghütte, dachte ich mir.

Von ihm will ich wissen, warum er *Adonis* gegründet hat. Er wollte an den Bergwettbewerben „Stafeta munților“ teilnehmen und vor allem auch andere mitnehmen können. Nur in einem Betrieb habe es Sinn gemacht, eine Sportgruppe zu gründen, weil man dort Geld bekommen und vor allem der Sechstagewoche dadurch entkommen konnte, dass man freigestellt wurde. Die gut gelaunte Carmen Heiser wurde sogar von der Schule am Samstag befreit. So wurde *Adonis* im Februar 1985 bei *Automecanica* Mediasch gegründet. Kurz darauf folgten acht andere Vereine in anderen Mediascher Unternehmen, bei deren Gründung Reini mitgeholfen hat. 1985 sind viele nicht mehr gewandert, sondern eher ausgewandert, so dass sogar die schulischen Strukturen, dank denen Reini die Berge entdeckt hat (vor allem mit Gustav Servatius und Christa Honigberger), aufgebrochen waren. „Viele lebten mit dem Kopf nur in Deutschland, sie haben nur noch geträumt, wie schön es in Deutschland sein wird, das wollte ich so nicht.“ „Ja“, fügt Ulf Schaser nachdenklich hinzu, „jedes Gespräch fing an mit ‚Wie komme ich heraus?‘“

Ob sich Reini damals nicht gedacht hat, dass *Adonis* in erster Linie nicht an Adonisröschen denken lässt, sondern an bildschöne, unwiderstehliche Männer? Nein, hat er nicht, sagt er. Männliche Bescheidenheit? Ich bin nicht mehr dazu gekommen, diese Frage Dagi, seiner Lebensgefährtin, zu stellen. Der Parteifunktionär war gegen diesen Namen, sagt er. Ob er das unbescheiden fand? Nein, wahrscheinlich fand er das zu deutsch. Adonis, deutsch? Jetzt habe ich für meine Trinkflasche einen Selbstkleber mit *Adonis* bekommen, und sicher ist schon, dass meine französischen und deutschen Bergsteigerfreunde weder an Botanik noch an deutsche Kultur denken werden, wenn ich am Gipfel meine Trinkflasche hole. Auf die kommenden Witze bereite ich mich schon vor.

Neun Vereine in den achtziger Jahren in Rumänien gründen zu können, wo noch dazu die Mehrheit der Mitglieder sächsisch waren, einen Namen gegen den Willen eines Kaders durchzusetzen, wie hat es Reini denn geschafft? Seine Liebenswürdigkeit und Unternehmungslust dürften in dem kommunistischen Machtapparat nicht ausgereicht haben. „Nein, es war eher die Wurst“, sagt er. Die Wurst? „Es gab in den achtziger Jahren nichts mehr, nicht einmal in den Geschäften der *Securitate*. Also waren gute Beziehungen zum Metzger wichtig. Und mein Vater war Metzger.“

Ja, die Wurst ist es, die diese ganze Tradition des Bergsteigens wieder möglich machte, die dann in Deutschland und ab 1997 innerhalb der Sektion Karpaten weitergeführt wurde. Die Wurst! Großer Schrecken und skurrile Einzelheiten kennzeichnen diesen rumänischen Nationalkommunismus.

Wie sollte man außerdem Wettbewerbe ohne Karten organisieren? In Hermannstadt waren Karten vorhanden, man durfte sie aber nicht kopieren. „Ich brachte ihnen Salami“, fügt er hinzu, „und so habe ich die Karten nach Mediasch mitnehmen dürfen, wo sie kopiert wurden.“ Wie dann eine genauere Karte des Greweln durch tausendstündige Arbeit unermüdlicher *Adonis*-Mitglieder erstellt wurde, die aber durch die Revolution 1989 und die darauf einsetzende massive Auswanderung nicht fertig gestellt werden konnte, beschreibt er in seinem Beitrag über die Geschichte der Alpingruppe *Adonis* in diesem Heft.

Auf diesen zwei Touren habe ich wunderbare Menschen kennengelernt. Das Nützliche war da, das Angenehme genauso, darunter zählen am Gipfel Schnäpse der besten Sorte und Hans Werners *Vişinata*. Inklusion bedeutet nicht Exklusion, ich habe mich mit den freilaufenden Sachsen so wohl gefühlt, dass ich mit oder ohne Studie weiter mitmachen werde.

Mit den Beiträgen von Catherine Roth und Reinhold Kraus betritt das *Mediascher Infoblatt* sozusagen „journalistisches Neuland.“ Wir haben die beiden Autoren, die an einer Skiwanderung der Alpingruppe *Adonis* in der Sektion Karpaten des DAV teilnahmen, gebeten, jeder für sich zu notieren, was für sie bei dieser Tour und auch an der Begegnung miteinander wichtig war. Dabei sollte keiner den Bericht des anderen kennen, ehe beide fertiggestellt waren.

Reini Kraus müssen wir hier nicht extra vorstellen. Wer bisher noch keinen seiner spannenden Berichte in *Infoblatt* gelesen hat, sei auf den Beitrag Seite 20 in diesem Heft verwiesen. Dort lernt er Reinhold Kraus als den Motor der Gründung von Alpin- und Wanderclubs in Mediasch in den 1980ern kennen.

Auch Catherine Roth hat Mediascher Wurzeln, ihre Großeltern waren Josef Roth und Irene, geborene Buresch. Durch ihre französische Mutter und aus der Tatsache, dass sie in Frankreich geboren und aufgewachsen ist, leitet sich eine tiefe Verwurzelung in der Kultur unseres großen Nachbarlandes her. Deutschland hingegen wurde ihr eine ebensolche kulturelle Heimstatt – und was ist Siebenbürgen?

Nun, die Kulturwissenschaftlerin Catherine Roth forscht derzeit über die kollektive Identität der Siebenbürger Sachsen und stellt die Frage, was Europa von den Erfahrungen unseres Volkes mit seinen Nachbarn lernen könnte.

Dass man solchen Fragen auch beim Wandern durch einsame, tiefverschneite Hochgebirgslandschaften nahegehen kann, erzählt sie in ihrem Bericht. *red*

Drei Mediascher im Gespräch: Carmen Heiser, Reinhold Kraus, Ulf Schaser
Catherine Roth

Alte Akten und Dokumente – Einfach nur langweilig?

Bericht über die Mediascher Zunfturkunden, Teil 1: Ein Krimi

von Hansotto Drotloff

Jahrhundertelang waren die Vereinigungen der Handwerksmeister eines Ortes, gemeinhin die „Zünfte" genannt, ein wesentlicher Teil der Wirtschafts- und Sozialordnung der Städte in jenem Teil der Welt, den wir heute als Europa kennen. Das war auch bei den deutschen Siedlern, die man heute Siebenbürger Sachsen nennt, nicht anders, denn die wichtigen Organisationsformen haben sie in Anlehnung an die Vorbilder aus ihrem Herkunftsbereich ausgebildet. Nachbarschaften und Zünfte gehörten zu den ältesten Organisationsformen, kirchliche Gemeindevertretungen, Altschaften, Bruderschaften und Schwesternschaften kamen später dazu und bildeten die Basis der bürgerlichen Gesellschaft der Städte. Hundertmänner, Magistratsbeamte, Presbyter und Pfarrer standen ihnen als Führer des Gemeinwesens gegenüber. Umfassende und strenge Regelwerke, immer wieder erneuert, sorgten dafür, dass jeder jederzeit wusste, was er tun durfte und was er zu lassen hatte, und regelmäßige Versammlungen, zu denen die Sitttage der Zünfte und Nachbarschaften zählten, erfüllten vielfache Funktionen: Rechnungslegung und Entlastung des Vorstehers, Neuwahl der Beamten, Gericht sitzen über die mit Geldstrafen zu ahndenden Verfehlungen einzelner Mitglieder. Und erst wenn dies alles getan war, wenn die Zunft- oder die Nachbarschaftslade wieder geschlossen war, in der man die Akten und Dokumente aufbewahrte und die während des offiziellen Teils des Sitttags geöffnet zu sein hatte, gab es einen Festschmaus, den der Vorsteher in seiner „Behausung" ausrichtete und wo an nichts, insbesondere nicht an Wein gespart wurde. Dies alles verlor ab Mitte des 19. Jahrhunderts seine Bedeutung. Der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867 besiegelte den Untergang der traditionellen Weltordnung in dieser Ecke der Welt. Im Zuge der Bemühungen, ihr Staatswesen nach ganz eigenen Vorstellungen zu modernisieren, verbot die ungarische Regierung nach und nach die Zünfte und die Nachbarschaften.

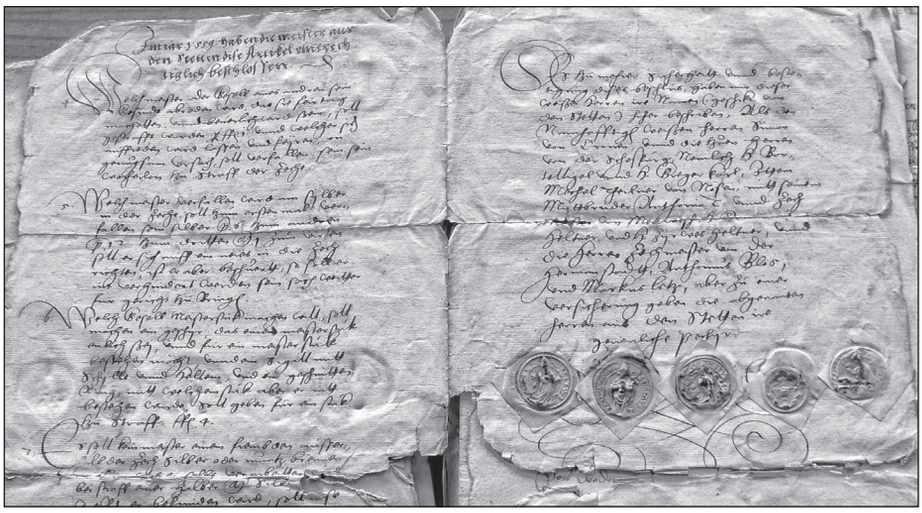
Eine interessante Weltordnung war das, die man in wenigen Sätzen nur andeutungsweise beschreiben kann, und über die – zumindest was unsere Heimatstadt Mediasch anbelangt – bisher nur bruchstückhaft und an verstreuten Orten berichtet wurde. Die Gründe hierfür sind sicher vielfältig. Am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts hatte die sächsische Geschichtsschreibung wohl Wichtigeres zu tun, als die alten Ordnungen zu erforschen und ihre Aktivitäten zu dokumentieren. Dann kamen der Erste Weltkrieg und die Neuordnung Europas, die den Nährboden für radikalen Nationalismus bereitete, schließlich der Zweite Weltkrieg, der der Ausbreitung des Kommunismus in Osteuropa Vorschub leistete und den Weg bereitete für die Diktaturen unter dem Deckmäntelchen des Marxismus bis zu deren Zusammenbruch 1989/1990. Wen wundert es, dass keine Zeit blieb zur Rückbesinnung auf alte Ordnungen!

Im Falle von Mediasch kam noch etwas anderes dazu: Die Quellen, also die Originaldokumente, die für die Erforschung vergangener Zeiten und Ereignisse unerlässlich sind, waren lange Zeit verschollen. Ihre Wiederentdeckung gleicht einem Krimi. Natürlich ist diese Formulierung überspitzt. Aber wenn man sich die mit Spannung erzählten Geschichten von der Wiederentdeckung längst vergessener und gar verloren geglaubter Kulturen oder deren Zeugnisse vergegenwärtigt, so ist dieses kleine Kapitel Lokalgeschichte zumindest ebenso spannend für jene, die mit den Umständen vertraut sind, unter denen sich dieser „Krimi" abspielte.

Unser Thema heute soll die Geschichte der Mediascher Zunfturkunden in den letzten 100 Jahren sein. Gehen wir dafür zurück ins Jahr 1909. Damals lebte dort der junge Gymnasialprofessor Dr. Victor Werner (*1880, †1969), der seit 1902 die Fächer Latein und Geschichte unterrichtete. In diesem Jahr war das Los auf ihn gefallen: Er sollte dem alljährlichen Bericht seines Rektors, dem bei G. A. Reissenberger regelmäßig verlegten Gymnasialprogramm, eine wissenschaftliche Arbeit beifügen.

Es war ein alter und ehrwürdiger Brauch, der zur Folge hatte, dass es eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Arbeiten aus der Feder der Lehrkräfte des Gymnasiums gibt. Ob man sich dafür freiwillig meldete, ob der Rektor einen Kollegen bestimmte oder ob gar das Los entschied, ist dem Autor nicht bekannt. Kurzum, spätestens im Herbst 1909 stand für Victor Werner fest, dass er eine Bestandsaufnahme der Mediascher Zunfturkunden vorlegen würde. Ich stelle mir vor, dass eine monatelange akribische Recherche begann. Es mag ihm geholfen haben sein, dass sich alle Mediascher Zunfturkunden fast ausnahmslos (bis auf diejenigen der Schneiderzunft, doch das ist noch gesondert zu berichten) zu jener Zeit in der Bibliothek des Gymnasiums befanden. Während die Zünfte ihre Laden zum Großteil dem kurz vorher gegründeten Museum „Alt-Mediasch" übergeben hatten, von wo sie in der 1950er Jahren den Weg in das heutige Munizipalmuseum fanden, scheint es, dass die darin enthaltenen Dokumente – Register, Urkunden und sonstige Aufzeichnungen – der Gymnasialbibliothek einverleibt wurden, wie erwähnt außer jenen der Schneiderzunft, die sich 1909/1910 samt Zunfttruhe beim Schneidemeister Johann Mantsch befanden.

Das Ergebnis seiner Arbeit legte Victor Werner unter dem Titel „Die Mediascher Zunft-Urkunden, wissenschaftliche Beilage zum Programm des ev. Gymnasiums A. B. in Medgyes (Mediasch) 1909/10, Mediasch, Buchdruckerei G. A. Reissenberger, 1910" vor, ein Büchlein von 60 Seiten. Akribisch hat der Wissenschaftler ein Regest der Urkunden und Dokumente von 29 Zünften erstellt, das



Sieben Artikel für die sächsischen Goldschmiedezünfte 1559
Staatsarchiv / DJAN, Hermannstadt

geschätzte 450 Dokumente enthält. Die Zünfte werden in alphabetischer Ordnung aufgeführt, die Dokumente sind chronologisch aufsteigend je Zunft aufgelistet. Damit hat der junge Gymnasiallehrer eine für den Historiker unschätzbare Quelle hinterlassen, insbesondere auch mit Blick auf die kommenden Ereignisse, von denen Werner im Jahre 1910 nichts ahnen konnte.

Unsanft angefasst

Über drei Jahrzehnte dürften die Zunfturkunden danach recht ungestört in der Bibliothek gelegen haben, ehe sie 1946 erneut, und diesmal recht unsanft, angefasst wurden. Die Vorgeschichte ist hinlänglich bekannt: Es beginnt mit dem 23. August 1944, dem Tag der rumänischen Waffenwende, von den Sachsen rasch als vollständiger und endgültiger „Zusammenbruch" ihrer traditionellen Ordnung erkannt und folgerichtig im Jargon vereinzelt bis heute noch als solcher bezeichnet. Die sich etablierenden Kommunisten unternahmen in den Folgejahren zahlreiche Aktionen gegen alle, die sie zu ihren Feinden erklärt hatten. Die Sachsen erklärten sie pauschal zu Anhängern Nazi-Deutschlands und entzogen ihnen schon mal vorsorglich die politischen Gruppenrechte. Als Träger des Wohlstands in Stadt und Land waren sie als Zielscheibe blinden Hasses doppelt prädestiniert.

Neben landesweit organisierten Aktionen – wie der Bodenreform, der Deportation junger arbeitsfähiger Männer und Frauen zur Zwangsarbeit nach Russland, der Enteignung, Zwangsumsiedlung, politisch motivierte Haft usw. – sorgten auch Übergriffe lokaler Funktionäre für Unruhe und Demütigung. Opfer eines solchen Übergriffs wurde im Jahre 1946 die Bibliothek des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums. Unter dem Vorwand, die nationalsozialistische Ideologie enthaltende Literatur aus der Bibliothek aussondern zu müssen, befahl der Schulinspektor Nicolae Drăgan, die Bibliothek zu fleddern.

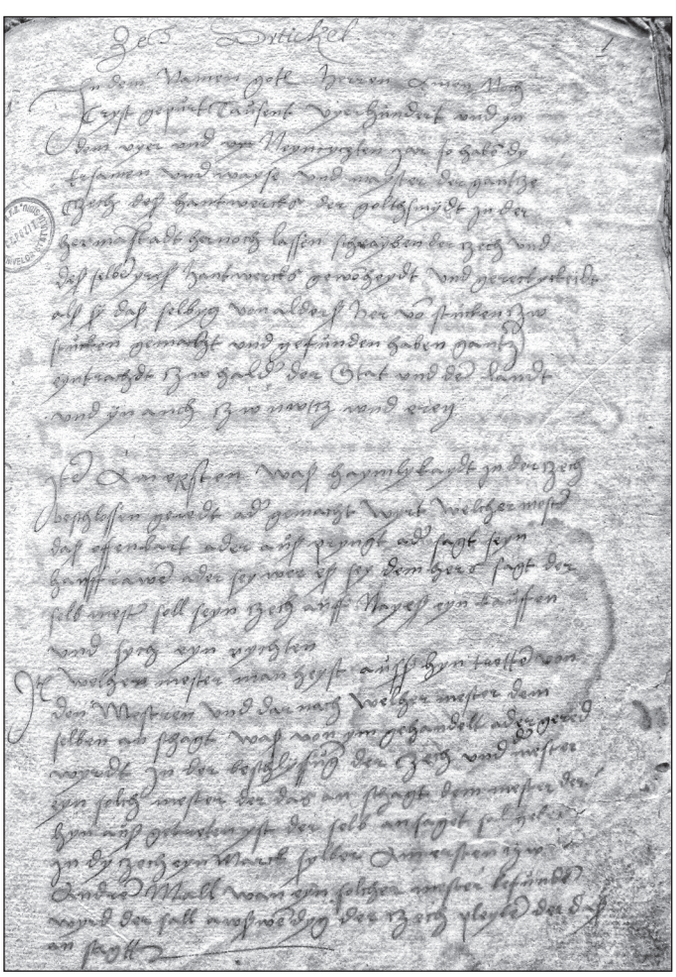
In der *Mediascher Zeitung* (Kufstein) 1998, Seite 10 und 11, berichteten Zeitzeugen von dem als traumatisch empfundenen Erlebnis. Im Schulhof loderte ein großes Feuer und erinnerte an die unseligen Bücherverbrennungen der Nazis 1933 – nun unter verändertem Vorzeichen. „Auge um Auge, Zahn um Zahn", nur dass die Mediascher Sachsen seinerzeit niemands Bücher verbrannt hatten ...

Unvorstellbare Szenen

Die Szenen, die sich im Schulhof abgespielt haben, kann sich heute keiner mehr vorstellen: Hier tobte ein blindwütig bellender Drăgan, darum bemüht, möglichst vieles auf seinen Scheiterhaufen zu dirigieren, dort rangen die sächsischen Lehrer, allen voran der Rektor Julius Draser, die Hände und suchten das Schlimmste zu verhindern, indem sie jugendliche Schüler mit Waschkörben voll zu rettender Büchern und Schriften ins Pfarramt dirigierten. Einer der an der Aktion beteiligten Oberstufenschüler, Otto Deppner, berichtete, wie die Waschkörbe eilends im Pfarramt ausgeschüttet wurden und man ins Gymnasium zurückhastete, um noch mehr in Sicherheit zu bringen.

Was verbrannte, was wurde gerettet? Es ist sicherlich nicht einfach, dies heute – bald 70 Jahre danach – genau festzustellen. Dazu ist noch einige Forschungsarbeit nötig. Über *einen* damals betroffenen Bestand soll heute stellvertretend berichtet werden, nicht zuletzt in der Hoffnung, Mitstreiter zu gewinnen, die sich an der Erforschung und Sicherung Mediascher Kulturguts beteiligen.

Über die Ereignisse von 1946 wurde rasch ein Mantel des Schweigens



Erste Seite der „Zech Artikel" – Zunft-Artikel der Mediascher Goldschmiede (1494) *Staatsarchiv / DJAN, Hermannstadt*

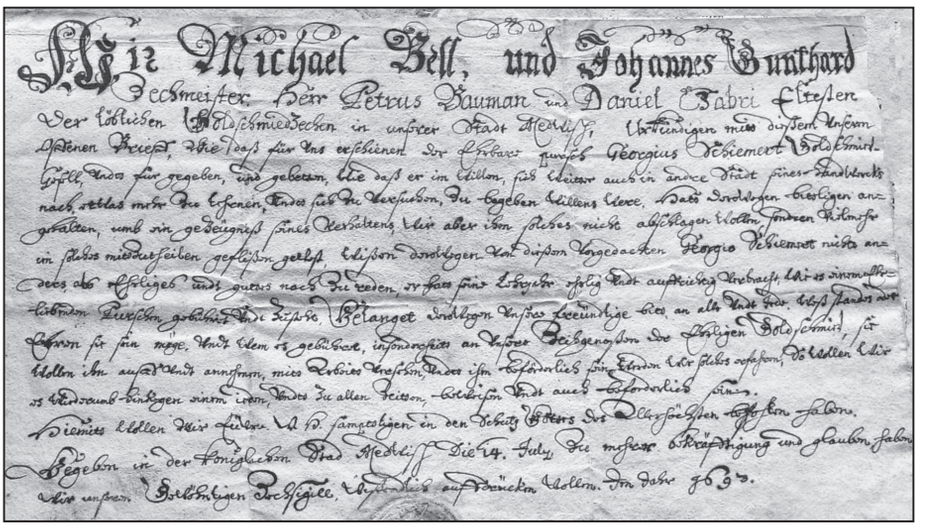
gebreitet. In der Zeit der kommunistischen Diktatur war es schließlich nicht erwünscht, dass die sächsische Vergangenheit unvoreingenommen erforscht werde. Daher stellt das Jahr 1989, als die Rumänen sich ihres Diktators entledigen, auch für die Geschichtsforschung der Siebenbürger Sachsen einen Einschnitt dar. Zahlreiche Forscher widmeten sich von nun an auch der Mediascher Lokalgeschichte.

Allen voran Helmuth Knall in Mediasch, der zahlreiche Mitarbeiter in Rumänien und im Ausland gewinnen konnte und inzwischen auf eine stattliche Zahl von Publikationen zurückblicken kann. Erst kürzlich hat er in einem Sammelband mehrere Arbeiten von Dr. Victor Werner neu aufgelegt: „Mediasch. Beiträge zur Geschichte der Stadt aus vier Jahrhunderten. II. Herausgegeben von Helmuth Julius Knall, Editura Crisserv, Mediaş 2010.“ Darin ist auch ein Nachdruck der erwähnten Arbeit über die Zunfturkunden enthalten.

Gruppe Gleichgesinnter

In der HG Mediasch konnten Günther Schuster und Hansotto Drotloff ebenfalls eine Gruppe Gleichgesinnter gewinnen und zusammen mit Anselm Roth im Jahre 2009 im Hermannstädter Schiller Verlag den reich bebilderten Band „Mediasch. Ein historischer Streifzug durch die siebenbürgisch-sächsische Stadt an der Kokel“ herausbringen. Bei der Dokumentation für dieses Buch suchten wir auch nach den Zunfturkunden, die Victor Werner erfasst hatte, ohne eine Spur davon zu finden. Wir gingen damals noch bedauernd davon aus, dass die Urkunden 1946 wohl ein Raub der Flammen geworden waren.

Diese Auffassung änderte sich nach einem Hinweis von Frau Dr. Monica Vlaicu, die früher das Hermannstädter Staatsarchiv (Directia Județeană a Arhivelor Naționale Sibiu, DJAN Sibiu) leitete und heute beim Archiv der Evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen im Friedrich-Teutsch-Haus tätig ist. Sie machte mich darauf aufmerksam, dass es im Staatsarchiv Hermannstadt zwei Bestände aus Mediasch gäbe. Der eine stammt aus dem Evangelischen Pfarramt (Fondul „Parohia evanghelică CA Mediaş“, Inv. Nr. 146), der andere aus dem Munizipalmuseum („Muzeul raional Mediaş“, Inv. Nr. 145).


Wir Michael Bell, und Johannes Gunthard
Gechmeister: Herr Petrus Bauman und Daniel Fabri Eltesten
Der löblichen Goldschmiedechen in unserer Stadt Mediasch, Uberreichen mies diesem unserm
offenen Briefe, Wie dass für uns erschienen der Ehrbare Junge Georgius Schiemert Goldschmid-
Gesell, und uns für gegeben, und gebeten, Wie dass er im willen, sich Meister auch in unsere Stadt einer Handwerks
nach etlas mehr Jahren, und sich Meisterhaben, zu begeben willens Were, Dass Handwerk Redlichen an-
gehalten, und ein gedeihnis seines verhaltens Wir aber ihm solches nicht abschlagen wollen, sondern Helmsche
ein solches niedertheilen gestatten, gerhet, Ehrbern Handwerk von diesem Ingedachten Georgio Schiemert nichts an-
deres als ehrliches und gutes nach zu reden, er hat seine Lehrjahr ehrlich und aufrichtig verbracht, Wir es immerhin
liebenden Christen gebeten, die Sache, Belanget Handwerk unsere Freundliche Bitte an alle und jede, Stand und
Ehren sie sein mögen, Und Ihm es gebrauchen, insonderheit an unserer Beigenossen der ehrlichen Goldschmid, für
Gesellen ihn aufnehmen, mies Dabei Gesetzen, Dass ihm erforderlich sein Eisen Wir selbst ersetzen, Gesellen Wir
es Wiederumb Bringen einem jedem Handwerk zu allen Zeiten, Gleichen Und auch erforderlich sein.
Siemites Gesellen Wir Feuer und Fl. samtesbrigen in den Schutz Gottes Der Allerhöchsten Befehlen haben.
Gegeben in der Königlichen Stadt Mediasch Die 14. July, Die mehrer Bekräftigung und glauben haben
Wir unsern Gewöhnlichen Pechsigill, Hierunter auf Drücken wollen. Im Jahre 1693.

Gesellenbrief der Mediascher Goldschmiede für Georgius Schiemert (1693)
Staatsarchiv / DJAN, Hermannstadt

Unvorstellbare Aktenmenge

Dies war nun ein neuer Ansatzpunkt für die Mediasch-Forschung. Das, was nach einem flüchtigen Blick in die Findbücher offenbar wurde, kann in seiner Bedeutung an dieser Stelle nicht annähernd gewürdigt werden, ohne den verfügbaren Rahmen zu sprengen. Es soll der Satz genügen, dass sich in diesen beiden Beständen eine unvorstellbar große Menge an Akten, Registern und Dokumenten befindet, die einen bedeutenden und bisher nahezu unerforscht gebliebenen Teil der sächsischen Geschichte der Stadt widerspiegeln.

Dies soll an einem Beispiel – jenem der Zunfturkunden – verdeutlicht werden. In den aus dem evangelischen Pfarramt nach Hermannstadt verbrachten Beständen entdeckte ich unter anderem zahlreiche zu Paketen gebündelte Urkunden mit Zunftbezug, so viele, dass sich sehr bald der Verdacht aufdrängte, zumindest ein großer Teil der Dokumente aus der Gymnasialbibliothek sei wohl 1946 nicht auf dem Scheiterhaufen gelandet, sondern im Pfarramt, von wo sie ihren Weg nach Hermannstadt fanden.

Unter dem Eindruck dieser Entdeckung legte die HG Mediasch ein Projekt zur Sicherung von schwer zugänglichem Archivgut mit Bezug auf die Geschichte der Stadt auf. Es gelang, in dem Hermannstädter Daniel Țichindelean, Student an der deutschen Sektion der Fakultät für Europäische Studien in Klausenburg, einen motivierten und interessierten Mitarbeiter hierfür zu gewinnen. Daniel verbringt in seinen Ferien regelmäßig viele Stunden damit, im Staatsarchiv Dokumente für dieses Projekt zu fotografieren, die dann mit digitalen Mitteln bearbeitet und erfasst werden.

Was für erstaunliche Ergebnisse dabei zutage treten, sei im Folgenden am Beispiel eines Pakets mit Urkunden der Mediascher Goldschmiedezunft erläutert. Unter der Signatur „M(anuscrise) O(riginale) 742-821, pachetul Nr. 20 (L. Z. Nr. 154), (Original-Manuskripte 742 – 821, Paket Nr. 20, (L. Z. Nr. 154))“ befinden sich 71 Archivstücke, die alle der Mediascher Goldschmiedezunft zuzuordnen sind. Victor Werner hatte in seiner Arbeit 64 Archivstücke der Goldschmiedezunft beschrieben. Es wurde sehr schnell klar, dass Paket 20 die überwiegende Mehrheit der ursprünglich 64 Dokumente enthielt! Genau genommen fehlen nur ein oder zwei Dokumente! Man darf aus dem Abgleich der Bestände und der Vielzahl der im Fond „Parohia ev. Mediaş“ befindlichen Akten darauf schließen, dass die Rettungsaktion im Jahre 1946 einen großen, vermutlich den überwiegenden Teil der Zunftakten vor den Flammen bewahrt hat. Das ist eine unerwartete, erfreuliche, eine sehr erstaunliche Feststellung, die der historische Forschung über unsere Heimatstadt überraschende Perspektiven eröffnet.

Gleicht man den Inhalt des erwähnten Aktenpakets mit Victor Werners Bestandsaufnahme ab, so stellt man

fest, dass der Bestand nach dem Ordnen durch Werner noch ergänzt wurde; wann und durch wen es geschah, ist bisher ungeklärt. Drei der 64 von Werner erfassten Positionen (Nr. 1, 2 und 6), werde im gleichen Bestand des Staatsarchivs getrennt aufgeführt. Bei Nr 2 handelt sich um einen „fingerdicken Lederband – Folio“, wie ihn Werner beschreibt.

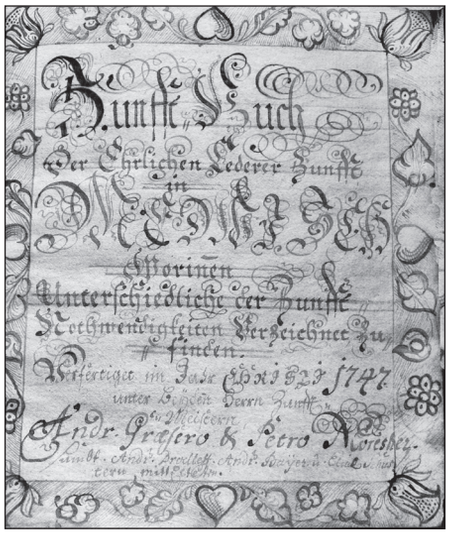
Er beginnt mit einem 1494 niedergeschriebenen Statut der Goldschmiedezunft (Nr. 1 bei Victor Werner), und setzt dann von 1536 bis ins Jahr 1844 mit Aufzeichnungen über die Zunft fort. Ans Ende des Registers ist eine Originalurkunde auf Pergament aus dem Jahre 1561 eingelegt (Nr. 6).

Werner beschreibt diese wertvolle Urkunde so: „Die Sächsische Nations-Universität erlässt für die Goldschmiede eine allgemeine Zunftordnung in 13 Artikeln. ‚Datum in Der Hermanstadt am Montag nechst nach philippi vnnd Jacobi Jm Jarr des Herren Geburth vnnd Menschwerdung Tausend fünffhundert vnnd ein vnnd Sechzig‘, Original – Pergament – deutsch – aufgedrücktes Siegel.“ Der Band gehört heute zum genannten Bestand (Fondul Parohia ev. CA Medias) unter L. Z. 1.

Unklare Vermehrung

Aus obigen Ausführungen folgt, dass sich heute elf zusätzliche Dokumente der Mediascher Goldschmiedezunft in dem Paket Nr. 20 befinden, mehr, als Werner im Jahre 1909/10 erfasst hatte. Es bleibt vorerst unklar, wann diese Vermehrung der Dokumente stattgefunden hat. Auch eine genaue Untersuchung des Dokumentenstapels bringt wenig Licht in die Angelegenheit. Für seine bewegte Geschichte hat das Aktenbündel überraschend wenig Veränderungen erfahren: Nur elf der Dokumente befinden sich nicht mehr in einer zu unterstellenden chronologischen Reihenfolge.

Es sieht so aus, als habe Victor Werner die ältesten Dokumente zuunterst auf seinen Stapel gelegt, um sich dann in Richtung Gegenwart vorzuarbeiten. Wenn dem so war, so hätten die Archivare des Staatsarchivs bei der Übernahme der Dokumente zuoberst die Dokumente des 18. Jh. vorgefunden und hätten den Stapel folgerichtig umgekehrt nummeriert wie Werner. Das trifft auch zu. Vertauscht wurden lediglich Werners Nummern 3-5 und 7-11, die im Staatsarchiv heute zuoberst liegen und demzufolge die niedrigsten Archivnummern tragen (M. O. 759 – M. O. 763). Auch mittendrin sind noch einige wenige Dokumente durcheinandergeraten (M. O. 754 – 756, 805, 818-820), ansonsten herrscht immer noch Werners Ordnungskriterium. Die meisten der zusätzlichen Dokumente liegen in dem Stapel obenauf, als habe sie jemand anderes zu einem späteren Zeitpunkt dazugelegt (M. O. 742-758), dazu kommen noch M. O. 781 und 806, die sich unter die ansonsten chronologisch geordneten Akten mischen. Bedenkt man die komplizierte Reise dieser Dokumente, die nachzuvollziehen schon der Lösung eines Krimis gleichkommt, so befinden sie sich noch in einer guten Verfassung und alten Ordnung – und sie warten darauf, gelesen und interpretiert zu werden.



Mit Zeichnungen reich verziertes Vorsatzblatt des Zunftbuches der Mediascher Lederer-Zunft (1747)
Staatsarchiv / DJAN, Hermannstadt

Noch eine Überraschung

Das Aktenpaket der Goldschmiede war noch für eine weitere Überraschung gut: Unter der laufenden Zahl M. O. 753 befindet sich ein zerschlissener Vordruck-Briefumschlag, den das Evangelische Bezirkskonsistorium Mediasch für seine Korrespondenz mit den Presbyterien im Bezirk nutzte. Der Umschlag ist an das „löbliche Presbyterium der evang[elischen] Kiche A. B. in Nagy-Kapus u. p. Berethalom“ adressiert und mit einem Rundstempel „Medgyes 31. Mai [1]910“ versehen. Wie der Umschlag den Weg zurück nach Mediasch gefunden hat, ist sicher nicht mehr festzustellen: Auf jeden Fall nutzte ihn V. Werner, um darin seine Zettel aufzubewahren, die er beim Studium der Goldschmiedeakten angefertigt hat.

Es handelt sich um einen schmalen Stapel Papierzettel etwa im Format 10x15 cm, die der Forscher mit schwarzer Tinte beschrieben hat. Nach ihrem Inhalt handelt sich um zwei unterschiedliche Gruppen von Zetteln: Auf der einen Gruppe sind die Urkunden erfasst, die er später in sein Verzeichnis aufnehmen würde (allerdings ist die Zettelsammlung nicht vollständig, es sind nur 53 Zettel vorhanden, während das Verzeichnis 64 Nummern enthält.) Die andere Gruppe bilden 27 Zettel, auf denen Werner sich Notizen zu den Mediascher Goldschmieden gemacht hat. Sie sind in der Regel mit einem (historischen) Datum versehen, es

Siegel der Mediascher Goldschmiedezunft *Eichhorn / HG Mediasch*

fehlen aber Quellenangaben. Die Daten entsprechen auch in keinem Fall einer der Urkunden, die er in der Gymnasialbibliothek erfasst hat. Das bedeutet, dass sich Werner noch an anderen Stellen über die Goldschmiede dokumentiert hat, leider in diesem Falle seine Quellen aber sehr dürftig bzw. gar nicht angegeben hat.

Hier schließt der Bericht über das Schicksal der Mediascher Zunfturkunden, dessen Aufklärung den Verfasser auf den Gedanken brachte, dass Urkundenforschung durchaus etwas für (Amateur-)Kriminologen sein kann. In Zukunft wird weiter darüber zu berichten sein, welche Rätsel die alten Papiere noch enthalten und was für Antworten gefunden werden können. Und wie bereits gesagt: Es werden neue Spürnasen gerne in unser Team aufgenommen.

Im Lager in Karakal (Schluss)

von Gustav Schuster Dutz

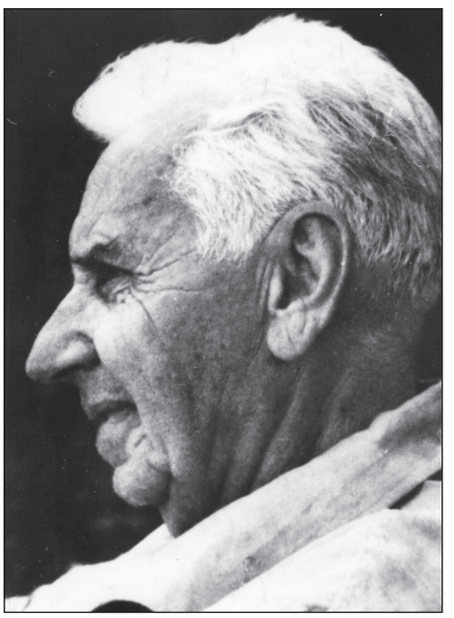
In dieser Folge schließen wir den Abdruck der Aufzeichnungen des bekannten Mediascher Mundartdichters Gustav Schuster Dutz über seine Lagerhaft im Internierungslager Caracal in der Donautiefebene ab. Lutz Connert und Wolfgang Lehrer, die das Abschreiben des Typoskripts übernommen haben, möchten wir auch auf diesem Wege danken. Auch wenn über die Geschehnisse aus jener dunklen Zeit bisher nicht allzu viel bekannt geworden ist, werden wir in den nächsten Folgen des Mediascher Infoblattes *doch noch einige Einzelheiten berichten können, so zum Beispiel die Erinnerungen und einige Gedichte von Dr. Otto Folberth aus jener Zeit sowie weitere Gedichte, die Schuster Dutz während der Lagerhaft verfasst hat. Wie immer ergeht die Bitte an unsere Leser, uns Material zu diesem oder auch anderen Themen der Mediascher Geschichte zur Verfügung zu stellen. Sie helfen uns dabei, das bunte Puzzle Mediascher Stadtgeschichte Stück wir Stück zu rekonstruieren.*

Pietze, das Kätzchen,

das sich abwechslungsreich in den verschiedenen Baracken aufhält. Gegenwärtig hat es unsere zu seinem vorübergehenden Aufenthaltsorte gewählt. Es ist recht sanft und zutraulich, jedoch bei der Seltenheit der für Raubtiere zuträglichen Fleischkost sehr mager – fast wie eine Katze! Ich habe einen Sonderfreundschaftsbund mit ihm geschlossen, deshalb wohl besucht es mich, seit wir der herbstlichen Witterung halber in der Baracke schlafen, jeden Tag gegen Morgen. Dann dreht es sich schnurrend auf meiner Decke ein warmes Plätzchen zurecht und schläft. Ich aber streiche über sein glattes, glänzendes Fell, als ob ich einem meiner Lieben über das Haar striche, und vergesse für einen Augenblick, wo ich bin.

Die Hausvögel

Von den Hausvögeln besuchen die meisten unser Stacheldrahtreich nur gelegentlich, wobei sie mit besonderer Vorliebe die Abfallgruben nach verschiedenen Leckerbissen durchstöbern. Sie erfreuen sich keiner großen Beliebtheit, weil sie im Allgemeinen die Erinnerungen an längst entbehrte Geflügelgenüsse wecken, während die Schwimmer unter ihnen außerdem beim Durchschreiten der vielen Freischlafplätze ihre wenig erfreulichen Spuren dort hinterlassen. Allein die Enten machen diese Unerquicklichkeit bis zu einem Grade dadurch wett, dass einzelne ihrer Weibchen gelegentlich ein Ei in einem Graben verlieren. Dem glücklichen Finder wendet sich dann der allgemeine Neid des gesamten Lagers zu.



Schuster Dutz

Victoria, der Hahn

Einzig und allein jener Hahn, den wir als Jammergestalt schon kennengelernt haben, der sich aber bei Sonnenschein in einen Prachtkerl verwandelt, scheint sich, im Gegensatz zu uns selbst, bei uns so sehr heimisch zu fühlen, dass er den Bereich des Drahtes gar nicht mehr verlässt. Er hat vor Kurzem mit dem gleichfalls schon genannten braunen Weibchen eine bis jetzt noch monogam gebliebene Ehe geschlossen. Ansonsten schreitet er tagsüber scharrend und pickend rings im Lager einher, während er die Nacht friedlich und einträchtig mit seiner besseren Hälfte auf einem Fenster der Duschbaracke verbringt. Das er wirklich Haus- und Stammrecht bei uns zu haben vermeint, äußert sich vor allem darin, dass er, seinem Hahnenstolz entsprechend, jeden artgleichen männlichen Fremdling, und gehöre er auch dem Perl- oder Truthahngeschlecht an, aus dem Lager vertreibt.

Ein besonderes Heldenstück vollbrachte er, als er dieser Tage den ungleichen Kampf mit zwei jungen Truthähnen aufnahm, die, sein Alleinherrscherrecht missachtend, mit ihrer Haremsbegleitung durch den Draht gekrochen waren und ahnungslos einer Mistgrube zustrebten. Kurz entschlossen stellte er sich den beiden Eindringlingen entgegen, indem er sie, die Taktik der verkehrten Front anwendend, mit den Krallen seines gespreizten rechten Beines mit Erde bewarf. Dabei sträubte er die Federn und gab einzelne unverständliche Töne von sich, die bei der Stellung, die er einnahm, aller Wahrscheinlichkeit nach den Schäßburger Gruß (gilt in Siebenbürgen als Wallensteinischer Gruß) bedeuten sollten. Das von gegnerischer Seite angewendete Mittel, das in der Biologie als Schreckstellung bezeichnet wird und für das gerade die Truthähne ein besonders beliebtes Schauspiel abgeben, verfing ebenso wenig, wie ihr rollendes Gackern und ihr explosionsartiges Plustern. Die Schnabelhiebe aber, die auf unseren weißen Hahn niedergingen, blieben nicht nur ohne jeden Erfolg, sondern veranlassten ihn, nunmehr seinerseits die Offensive zu ergreifen. Mit gesträubtem Halskragen sprang er die beiden übermächtigen Gegner abwechselnd an und hackte mit seinem Schnabel kräftig auf sie ein, die Schwerfälligkeit ihrer Kampfweise geschickt ausnützend. Inzwischen hatte sich ein dichter Kreis von Zuschauern eingestellt, die das für gewöhnlich nur im fernen Ausland genießbare Schauspiel eines Hahnenkampfes mit größter Spannung verfolgten. Leider war das Vergnügen nur von

kurzer Dauer. Die beiden Truthähne, wohl unter dem Eindruck der überlegenen Strategie ihres Gegenübers, kehrten diesem alsbald den Rücken und schritten, um den Eindruck einer Niederlage nach Möglichkeit zu verdecken, langsam, als ob sie die ganze Angelegenheit eigentlich von Haut und Federn nichts angehe, mit ihrer weiblichen Begleitung wieder drahtwärts den heimischen Gefilden zu. Unser Held aber sah ihnen einen Augenblick nach. Dann reckte er den Hals hoch zum Himmel empor, stieß ein kräftiges Kickrickie! – sollte wohl heißen Viktoria! Oder Halleluja! – in die Luft und ging ruhig und selbstzufrieden wieder seiner gewohnten scharrend-pickenden Beschäftigung nach, begleitet vom schallenden Gelächter und stürmischen Beifallklatschen der begeisterten Zuschauer.

Avis castrorum Caracal

Da just von Vögeln die Rede ist, sei an dieser Stelle noch eines Vertreters dieser Tierklasse gedacht, des sogenannten Lagervogels / *Avis castrorum Caracal*. Er ist nicht Gemeingut des Gesamtlagers, sondern Einzelpersonen durften sich seines Besitzes rühmen. Er kommt in den verschiedensten Abarten vor, groß – klein, farblos – bunt, sanft – wild, immer aber hat er etwas Außergewöhnliches, Absonderliches an sich. Auch ist es merkwürdig, dass kaum einer seiner Besitzer ihn von daheim mitgebracht hat, ja noch mehr, kaum einer will sich überhaupt zu einem bekennen, und doch hat schon nach kürzester Zeit fast jeder einen.

Avis horae Ottonis

Da sind zum Beispiel die schon erwähnten Dr. Schallner[1] und Ellis aus Baracke 26 mit ihrem Uhrenvogel / *Avis horae Ottonis*. Sie sehen alles unter dem Gesichtswinkel ihrer Uhren, und jedes verbeulte Blechstückchen und jeder verrostete Nagel, denen sie begegnen, werden auf ihre Uhrenverwendbarkeit geprüft. Dann sitzen sie tage- und wochenlang, schneiden und raspeln Rädchen und Plättchen, biegen Nägel und Federn, schnitzen Brettchen und Leistchen; und bei all diesen mannigfachen Arbeiten steht ihnen als Werkzeug kaum mehr als eine Manikürgarnitur und eine Zahnreißzange zur Verfügung. Übrigens erfreuen sich die beiden Uhrmacher bester Gesundheit.

Avis infectionalis Radio

Oder der wohlbeleibte, würdige Direktor einer Radiostation aus der Baracke 22, der den Ansteckungsvogel / *Avis infectionalis Radio* hat. Allmorgendlich kann man ihn seinen von einer sichtbar wohl funktionierenden Verdauung vorgeschriebenen Weg mit einem hygienischen Brettersitz in der Rechten nehmen sehen, auf dessen Unterseite, um eine intensivere Berührung zu vermeiden, zwei auf Kante gestellte Leisten aufgeschlagen sind. Und wer zufällig zur Zeit seiner Morgentoilette an der Baracke vorbeigeht, dem schlagen aus der Wasserschüssel lustig lodernde Desinfektionsflammen von brennendem Spiritus entgegen. Auch er erfreut sich sonst der besten Gesundheit.

Avis gymnasticus priscus und Avis grammaticus Rus

Weiter: Der Privatbeamte Hermann (sein Spitzname heißt Priscus[2]) aus 23. Er hat den Körperpflegevogel / *Avis gymnasticus priscus*. In aller Herrgottsfrüh schon verrenkt er seine Glieder nach allen Regeln der Schlangenkunst zusamt dem mit Vitaminen reichlich versehenen Leib, dreht und wendet sie nach allen Himmelsrichtungen, reibt und massiert Sehnen und Venen und hört mit dieser Selbstkasteiung nicht früher auf, als bis sein Körper von dem die giftigen Abfallstoffe ausscheidenden Schweiße trieft. Entwicklungsgeschichtlich lässt sich der Vogel übrigens auf ein Semester Medizin zurückführen, das sein Besitzer als Hochschüler einmal belegt haben soll.

Neben diesem hat Hermann aber auch einen ebenso wilden Vogel, den Russischen / *Avis grammaticus Rus*.[3] Was an verfügbarer Zeit nicht von Leibesübungen und Diätvorschriften in Anspruch genommen wird, geht auf das Studium dieser Sprache. Stehend, gehend, liegend; essend, trinkend, verdauend; kämmend, waschend, Zähne putzend, beständig mit dem Buch in der Hand, hört man ihn tagsüber unverständliche Laute von sich geben, während er in der Nacht das Kompendium unter dem Kissen liegen hat, um es während schlafloser Stunden zum Repetieren leicht hervorholen zu können. Was sonst noch von ihm übrig bleibt, ist auch an ihm gesund.

Avis vestimoniensis cylindricus

Und dann: der kleine spitzbärtige Doktor von Nr. 13, der den Kleidervogel / *Avis vestimoniensis cylindricus* hat. Er trägt für gewöhnlich ein weißes, tief dekoltiertes Netzhemd; schwarze, weiland einem Kaiserrock zugehörige, tief herabhängende Hosen; Sandalen von irgendeiner braun gemahnenden Farbe und als Krönung vom Ganzen einen schwarz, blau und grün schillernden Halbzylinder. Zuweilen vereinfacht er diese bunte Tracht, indem er bloß ein langes, bis zu den Zehen reichendes und mit bunten Kreuzstichen verziertes Schlafhemd trägt, das in den Hüften von einer Papierschnur zu einer Bausche empor gehalten wird und zu dem der Halbzylinder einen, man kann sagen, interessanten Kontrast bildet. Im Übrigen ist er sehr munter – ein anderer Temperamentzustand würde zu seiner Erscheinung auch gar nicht passen – und sucht als Beauftragter für Flecktyphusbekämpfung in den einzelnen Baracken gelegentlich nach Läusen. Leider ist er bei der letzten großen Entlassung samt seinem Vogel davongeflogen.

---

[1] Dr. Otto Schallner.

[2] Möglicherweise Dr. Hermann Folberth, dessen sächsischer Spitzname „Prutz“ lautete, oder Wilhelm Hermann.

[3] Dies dürfte Hugo Weißkircher sein. Hermann Folberth berichtet in seinen Erinnerungen: „Hugo Weißkircher war im Ersten Weltkrieg in russischer Gefangenschaft gewesen und hatte dort die Sprache erlernt. Seine Kenntnisse gab er uns gerne weiter, und wir waren seine dankbaren Schüler.“ Laut Otto Folberths Erinnerungen hielt Weißkircher im „Abendkreis“ einen Vortrag über die russische Sprache.

Avis astronomicus mediensis Dutz und coronensis Richter

(Dutz – Spitzname von Gustav Schuster, Professor aus Mediasch, Otmar Richter, Direktor aus Kronstadt)
Damit man mir nicht Parteilichkeit vorwerfe, möge auch von meinem eigenen Vogel hier die Rede sein. Es ist der Sternvogel / *Avis astronomicus*. Er wird erst mit untergehender Sonne lebendig, schwirrt dann oft bis tief in die Nacht hinein auf den Horizont freien Plätzen des Lagers umher, um nach kurzem Schlafe lange vor Sonnenaufgang wieder munter zu sein. Mit seinen himmlischen Klassengenossen Schwan und Adler

steht er auf bestem Fuße, und auch seine übrigen Kollegen aus dem Tierreich, vom unscheinbaren Krebs angefangen, über Skorpion, Eidechse, Widder, Steinbock, Walfisch, Stier, den beiden Bären bis hinauf zum Löwen, dem König der Tier, sind ihm alle vertraute Bekannte. Während er ursprünglich nur in zwei Exemplaren / *Avis astronomicus mediensis* Dutz und *Avis astronomicus coronensis Richter*[4] vorhanden war, hat er sich innerhalb von kaum zwei Monaten so sehr vermehrt, dass es bald zu den größten Seltenheiten gehören wird, wenn ihn einer noch nicht hat.

Avis circumcurrens communis

Schließlich sei noch eines weit verbreiteten Vogels gedacht, der zu den Laufvögeln gehört und Laufvogel / *Avis circumcurrens communis* genannt werden könnte.
Am Besten zu beobachten ist er am frühen Morgen, wo er teils einzeln, teils zu zweit und zu dritt, selten sogar in kleineren Schwärmen seine Kreise rings ums Lager durchläuft. Verschieden nach Größe, Alter und Korpulenz ist auch die Anzahl der von ihm zu durchlaufenden Runden verschieden und ebenso auch das dabei zu beobachtende Tempo. Im Übrigen ist er auch zu anderen Tageszeiten zu sehen, in Sonderheit gegen Abend, wo er seinem Besitzer die reichlich verzehrte Bohnensuppe verdauen hilft und ihm schließlich auch einen guten und tiefen Schlaf in Aussicht stellt.
Entwicklungsgeschichtlich gesehen stammt er aus der letzten, eben abgelaufenen geologischen Periode, wo er überaus verbreitet war, hat sich dann in wenigen Formen in die Gegenwart herübergerettet, scheint aber mangels richtiger Pflege im Aussterben begriffen zu sein.

Verschiedene Vögel

Es wäre ein Leichtes noch weitere Lagervögel zu beschreiben, als da sind:

Der Bartvogel / *Avis barbae* Bell (Michael Bell, Kassier der Hermannstädter Sparkasse),
Der Kocher / *Avis cocuinae* Siegmund (Friedrich Siegmund, Selchermeister aus Mediasch),
Der Wasserträger / *Avis aquaeductus Hollitzer* (Julius Hollitzer, Gymnasialprofessor aus Schäßburg)
Der Reimer / *Avis poeticus Breckner* (Wilhelm Breckner, Versicherer aus Mediasch)
Der Prosaist / *Avis novellarum Czikeli* (Dr. Friedrich Czikeli, Professor aus Schäßburg)
Die Brieftaube / *Avis postalis Kotschy* (Waldemar Kotschy, Privatbeamter aus Mediasch)[5]
Der Pechvogel / *Avis taroccus Kasemieresch* (Fritz Kasemieresch, Lehrer aus Mediasch)[6]
Der Glücksvogel / *Avis omnicartensis Haydl* (Hans Haydl, Fabriksbesitzer aus Mediasch)
Der Schwätzer / *Avis bancarum Abraham* (Dr. Fritz Abraham, Rechtsanwalt aus Schäßburg)
Der Vortrager / *Avis universitas Folli*[7] (Dr. Otto Folberth, Professor aus Mediasch)
Der Volksbegkücker / *Avis politicus Nussi* (Kurt Nussbacher, Geschäftsführer aus Kronstadt)[8]

[4] Dr. Otmar Richter, der zusammen mit Dr. Otto Folberth den „Abendkreis" im Caracaler Lager ins Leben gerufen hatte, hielt dort drei Vorträge über den Sternenhimmel. Er scheint mit Dutz die Leidenschaft für die Himmelsbeobachtung geteilt zu haben. Umso verwunderlicher ist es, dass keine Beteiligung von Dutz am Abendkreis festzustellen ist. Er erwähnt diese doch sehr bemerkenswerte Veranstaltung in seinen Erinnerungen mit keinem Wort, auch nicht im letzten Abschnitt, der den Erinnerungen an einzelne Personen vorbehalten ist.

[5] Waldemar Kotschy war ein begeisterter Briefmarkensammler und referierte darüber auch im „Abendkreis".

[6] Vermutlich leidenschaftlicher Tarock-Spieler.

[7] Der bekannte Spitznamen des Stephan-Ludwig-Roth-Forschers.

[8] Dazu schreibt Gernot Nussbächer, Kronstadt: „Der avis politicus Nussi ist mein Vater, der nach Caracal kam, weil er ehemals Leiter der Hauptabteilung III: Sozialer Aufbau der DAR (Deutsche Arbeiterschaft Rumäniens – das waren die ‚Syndikate der Volksgruppe') gewesen war. Er versuchte dort, die sozialen Aspekte des Nationalsozialismus zu verwirklichen. Er war Leiter der Verkaufsabteilung in der Hess-Fabrik (Bonbons und Schokoladen, später *Dezrobirea*). Im Lager versuchte er sich der neuen Zeit anzupassen und hoffte, dass, wenn schon nicht der Nationalsozialismus, so die ‚Internationale' die richtige Lösung sei.

Der grosse Putzer / *Avis curateniensis Schneider* (Hans Schneider, Bezirksanwalt aus Mediasch)
Der Riesenfresser / *Avis omnivorus Ragusae* (Julius Gräf, Ragusa, Kürschnermeister aus Hermannstadt)
Der Kriecher oder Lecker / *Avis podex* und
Der Schimpfer / *Avis pisdensis mossi* (Letztere beides lateinische und rumänische Schimpfwörter)

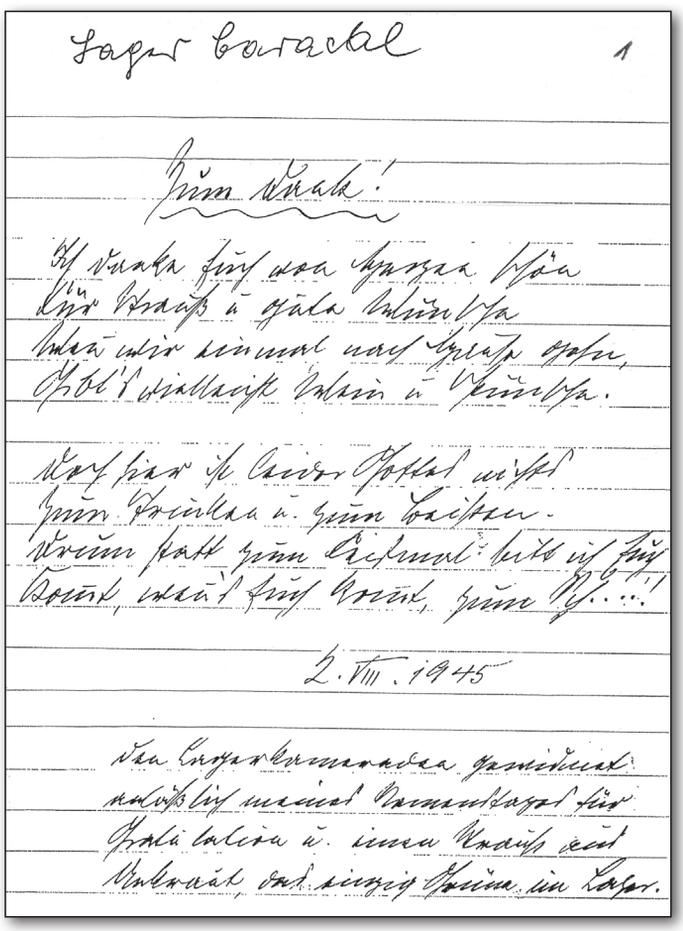
Da um Entdeckung und Besitz der beiden letzten Gattungen zahlreiche Anwärter streiten, kann ihrer wissenschaftlichen Bezeichnung auch kein besonderer Ehrenname beigefügt werden. Wie gesagt, man könnte noch mancherlei Arten aufzählen – mit den angeführten jedoch sei die Reihe abgeschlossen.

Aussicht

Aus ihrer Vielgestaltigkeit aber lässt sich erkennen, wie unter Einwirkung des Lagerlebens früher verborgen gebliebene oder auch absichtlich unterdrückte Neigungen und Leidenschaften unversehens zum Durchbruch kommen und sich in ihrer ganzen Hemmungslosigkeit offenbaren. Das ist nicht nur mit jenen harmlosen Passionen und Liebhabereien der Fall, die ich als Lagervögel bezeichnet habe, sondern auch mit vielen anderen, den Charakter des Menschen bestimmenden Veranlagungen und Neigungen. Wie der Kartenspieler von der Leidenschaft des Spielens beherrscht, sein Innerstes ohne zu wollen frei herausstellt, so auch der Lagermensch. So kommt es, dass man hier wie dort seinen lieben Partnern und Mitmenschen bis in die tiefsten Winkel ihrer Seele hineinsehen kann und sie damit entweder schätzen oder verachten lernt. Diese, die nicht nur für ein Linsengericht ihren Bruder, sondern auch für eine Bohnentschorba ihren Vater verkaufen würden, mögen ruhig ihre Glückseligkeit in ihrer Selbstsucht finden. Jene aber, die ein warmes Herz auch für Leid und Not anderer haben, deren Verhalten nicht nur ehrlich und aufrichtig erscheint, sondern auch wirklich ist, sind die Träger des wahren Geistes einer Gemeinschaft. Es sind diejenigen, deren Gestalt auch dann noch, wenn im Bilde der Erinnerung alles andere längst verblasst ist, leuchten und strahlen wird bis ans Ende unserer Tage.

Er hat – wenn ich das noch gut weiß – dort im Lager auch für die ‚Wandzeitung' gearbeitet, nachdem er vorher in der Zeitung der DAR ‚Schaffendes Volk' viele Leitartikel geschrieben hatte. Auch später in der Fabrik war er für die Wandzeitung zuständig."

Gustav Schuster Dutz: Zum Dank!


Lager Caracal 1

Zum Dank!

Ich danke Euch von Herzen schön
für Strauß und gute Wünsche.
Wenn wir einmal nach Hause gehen,
Gibt's vielleicht Wein und Pünsche.

Doch hier ist leider Gottes nichts
zum Trinken und zum Beißen.
Drum statt zum Festmahl bitt ich Euch,
Kommt, wenn's Euch kommt, zum Sch...!

2. VIII. 1945

Den Lagerkameraden gewidmet
anläßlich meines Namenstages für
Gratulation u. einen Strauß aus
Unkraut, das einzig Grüne im Lager.

Trotz der jeden Lebensmut niederdrückenden Erlebnisse im Internierungslager Caracal blitzt unserem Dutz am 2. August 1945, an seinem Namenstag Gustav, der ihn kennzeichnende und oft auch ins Sarkastische abgleitende Humor zum ersten Mal wieder auf, als ihm der ehemalige Anwalt der Landeskirche Dr. Weprich im Auftrag aller Lagerinsassen mit einem „Strauß aus Unkraut, das einzige Grün im Lager", wie Dutz notiert, ihre Glückwünsche ausspricht ... Spontan erwidert Dutz im folgenden Achtzeiler „Zum Dank", mit dem er seinen Leidensgenossen einen Augenblick des Lächelns entlockt:

„Ich danke Euch von Herzen schön
für Strauß und gute Wünsche.
Wenn wir einmal nach Hause gehen,
gibt's vielleicht Wein und Pünsche.
Doch hier ist leider Gottes nichts
zum Trinken und zum Beißen.
Drum statt Festmahl bitt ich Euch,
kommt, wenn's Euch kommt, zum Schei...n.[9]
2. VIII 1945

Meinen Lagerkameraden gewidmet anlässlich meines Namenstages für Gratulation und einen Strauß Unkraut, das einzig Grüne im Lager"

[9] Bericht von Gerhard Sooß. An einer anderen Stelle vermerkt er, dass die letzte Zeile des Gedichtes Bezug nimmt auf die Lagerlatrine, die sich gegenüber der Baracke befand, in der Dutz „wohnte" und in der sich die Gratulanten zur Namenstagsfeier eingefunden hatten.

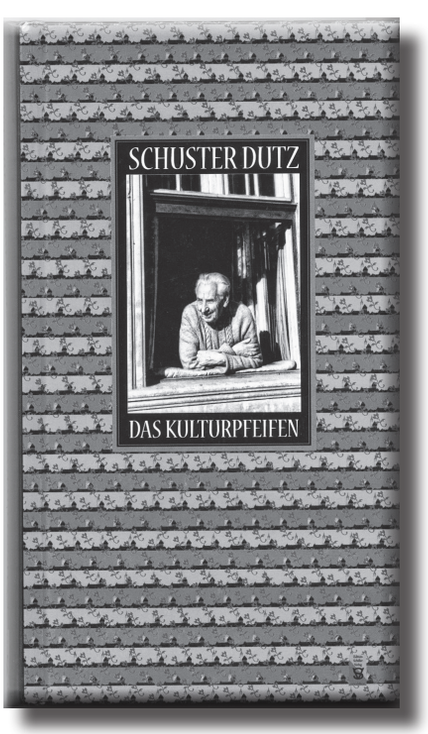
Seldwyla an der Kokel

Der Hermannstädter Schiller Verlag hat „Das Kulturpfeifen" von Schuster Dutz neu herausgebracht

von Hansotto Drotloff

Umzug unter wehenden Fahnen über den Marktplatz zum Schülergarten, um die Mitte der 1920er *HG Mediasch*

Vor hundert und mehr Jahren war das gesellige Leben in unserer siebenbürgischen Heimat sehr viel anders, als wir es in der medial durchdrungenen Gegenwart erleben. Dennoch: Bälle und Fasching wurden damals schon gefeiert, und Vereine sorgten für Abwechslung und Vergnügen. Wenn etwa der „Mediascher Turnverein 1847" am Sylvesterabend seinen traditionellen Ball abhielt, gelangte die *Sylvesterzeitung* zum Verkauf, in der man in Mundart oder Hochsprache, in Versen oder Prosa, mit Heiterkeit und nachsichtigem Spott das zurückliegende Jahr Revue passieren ließ und seine Mitbürger durch den Kakao zog. Zu den talentierten jungen Reimern, die auch den „Sitttag" der Kothgässer Nachbarschaft mit ihren Versen erheiterten, gehörten um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert neben Fritz Guggenberger, Josef Fabini und dem Apotheker Gustav Schuster auch der Sohn des Letzteren, der später unter seinem Spitznamen Dutz allgemein bekannt wurde, und in dem wir heute den Altmeister humoristischer Dichtung in sächsischer Mundart aus Siebenbürgen verehren. Harald Krasser stellt Dutz' Werk in die geistige Nachfolge von Gottfried Keller, wenn er notiert: „Das Seldwyla, in dem das Narrenspiel menschlicher Torheiten und Liederlichkeiten ... abrollt, ist, sosehr es der Dichter hinter wechselnden, schalkhaft erfundenen Namen verschleiert, im Grunde doch immer wieder seine Heimatstadt." Seine Helden sind die kleinen Leute mit ihren banalen Schwächen, die sie in der engen bürgerlichen Gesellschaft ausleben. Mit spitzer Feder lässt er hier aufgeplusterte Vereinsvorstände sich selbst ad absurdum führen und stellt dort die ambivalenten Moralvorstellungen einer Mutter bloß, die ihrer Tochter während eines Kuraufenthalts eine „gute Partie" verschaffen will. Mit nostalgischem Seufzen lässt er die mittelalterlichen Türme feststellen, dass die Zeiten vorbei sind, als die Städter noch durch die drohenden Türkeneinfälle zusammengeschmiedet wurden, und dass nun, mit dem Neubau des Gymnasiums, der vor genau 100 Jahren feierlich eingeweiht wurde, auch ein neuer, als fremd empfundener Geist durch die altehrwürdige Stadt wehte. Schuster Dutz' gedrucktes Werk umfasste bis 1946 nur vier schmale Bändchen und einzelne Texte in Kalendern und Zeitungen. Bekannt wurde es bis zum Ende des Zeiten Weltkrieges vor allem durch Lesungen, zu denen man ihn gerne einlud. Dass er seine Gedichte auch in der „Volksgruppenzeit" als Leiter des Kreiskulturamts Weinland vorlas, musste er bitter bezahlen, als die Kommunisten die Macht übernahmen. Wie viele seiner Mitbürger hat er mehrmonatige Haft im Internierungslager Caracal und den Klausenburger Prozess gegen die „Schwerverbrecher" aus Mediasch (1946) durchstehen müssen. Zwar wurde er freigesprochen, erlitt aber kurz danach einen leichten Schlaganfall. Diese Schicksalsschläge prägten seine letzten Lebensjahrzehnte, in denen er zunächst geächtet war wie fast alles, was damals deutsch bzw. sächsisch dachte, sprach oder schrieb. Es war das Verdienst von Harald Krasser, der 1956 den ersten (und bisher einzigen) Sammelband Dutz'scher Dichtung herausbrachte. Darin bündelte er die schmalen Bändchen „Eos menger Ährevakanz" (Aus meinen Ernteferien), „De Tarockpartie" und „Der gereimte Mensch" nebst weiteren Gedichten und wies in seinem fundierten Nachwort auf die Bedeutung dieser Kleinkunst hin. Mit dem Band, der in den kommenden etwa 25 Jahren mehrere Auflagen erlebte, wurde die Rehabilitation des schmunzelnden Kritikers bürgerlichen Mittelmaßes eingeleitet. Seit



kurzem ist das vergriffene Buch nun wieder auf dem Buchmarkt präsent. Der im Schiller Verlag Hermannstadt erschienene Band ist eine Neuedition, kein bloßer Nachdruck. Wilfred Römer aus Mediasch, der sich die Pflege der Mediascher Variante unserer sächsischen Mundart auf die Fahnen geschrieben hat und selber gerne Dutz-Gedichte bei Veranstaltungen zitiert, hat die Mundarttexte durchgesehen und, wenn nötig, Anpassungen einschließlich bei diakritischen Zeichen vorgenommen. Alte Bilder aus dem Historischen Archiv der HG Mediasch stimmen optisch auf die vergangenen Zeiten ein. In schlankem Hochformat gestaltete Anselm Roth den eleganten Band, dessen Einbandmuster an die bibliophilen Kostbarkeiten der Insel-Bücherei erinnert. Freundlich lächelt uns darauf der Autor aus dem Fenster seines Hauses am Marktplatz zu, so wie er zu Lebzeiten seinen flanierenden Zeitgenossen zugelächelt haben mag. Er lädt die Leser des eiligen 21. Jahrhunderts zum Innehalten und Verweilen ein, um mit ihm hinter die Buchdeckel seines „Kulturpfeifens" zu schlüpfen und sich in längst vergangene Zeiten entführen zu lassen, aus denen wir doch alle gekommen sind. Es lohnt sich, probieren sie es aus! Die Lektüre sei nicht nur jenen ans Herz gelegt, die nach den Grundmustern „fleosenmaocherischen" Humors suchen, sondern auch allen anderen, die die sächsische Mundart kennenlernen wollen und niemanden haben, dem sie zuhören können. Der Dutz'sche Sammelband ist auch hierfür eine seltene Kostbarkeit auf dem Buchmarkt. Zu wünschen wäre, dass auch die verstreuten, bisher nicht in Buchform veröffentlichten Werke sowie das, was sich in seinem Nachlass befindet, demnächst erschlossen und veröffentlicht wird.

(aus SbZ, 31. März 2012)

Schuster Dutz: Das Kulturpfeifen. Geschichten und Gedichte.
Schiller Verlag, Hermannstadt und Bonn, 2011.
ISBN 978-3-941271-54-8, zu beziehen über die Website www.schiller.ro oder direkt unter der (deutschen) Telefonnummer 0228-909 195 57.

Flucht mit dem Rucksackhubschrauber?

von Hellmuth Binder

Wiederholt haben Leser des Infoblatts *Erinnerungen aus jenen unvorstellbar schrecklichen Jahren der Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion berichtet. Hellmuth Binder war einer derjenigen, die der Drang nach Freiheit angetrieben hatte, immer neue und ungewöhnlichere Fluchtpläne zu schmieden. Für das* Infoblatt *hat er einen Auszug aus seinen Lebenserinnerungen zur Verfügung gestellt.* *red*

Da ich unerwarteter Weise und wahrscheinlich als einziger deportierter Zwangsarbeiter im Konstruktionsbüro der Maschinenfabrik „Kommunist" in Kriwoj-Rog (Lager 1411) gelandet war, erkannte ich bald, dass die Sowjets tatsächlich Konstrukteure brauchten, und so konnte ich meine anfängliche Angst vor der berüchtigten stalinistischen Vernichtung der sogenannten *Intelligenzija* überwinden. Ich lernte von morgens bis abends Russisch, während der Arbeit mit den russischen Ingenieuren und im Lager aus meinen Büchern. Bald merkte ich, dass die russischen Kollegen mir gegenüber meist freundlich waren. Die ausländischen technischen Unterlagen über Maschinen, die aus Deutschland, aber auch England und Amerika kamen, hielten sie von mir fern, bis ich von einem Kollegen unter vier Augen zugesteckt bekam, dass ihnen aus der Kenntnis einer Fremdsprache leicht Spionage vorgeworfen werden konnte. Es wunderte mich deshalb nicht, dass der Chefkonstrukteur mich bald darauf bat, die Betreuung der ausländischen Maschinen und Autos neben meiner Arbeit als Konstrukteur zu übernehmen. Ich war darüber natürlich erfreut, denn jetzt war es für mich als Ausländer politisch gefahrlos und außerdem eine interessante Aufgabe. Später sollte dieser Auftrag auch noch eine besondere Bedeutung erhalten, was ich zu dem Zeitpunkt noch nicht ahnen konnte.

Es stellte sich nämlich schnell heraus, dass sich nun niemand mehr um das kümmerte, woran ich an meinem Schreibtisch und Zeichenbrett arbeitete. Es genügte. dass ich die mir aufgetragenen Arbeiten zufriedenstellend erledigte. In dieser für mich vorteilhaften Situation war es nur selbstverständlich, dass ich bald an meinem Arbeitsplatz, aber auch im Lager nach Möglichkeiten für eine Flucht aus dem Gulag suchte.

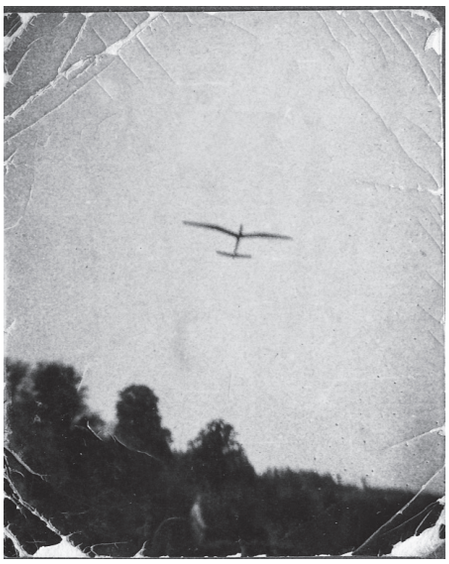
Mit 90 noch am Reißbrett: Hellmuth Binder, der Erfinder aus Mediasch

Sowohl tagsüber, aber vor allem abends im Lager drehten sich die Gedanken und Gespräche fast nur um Themen wie unsere hoffnungslose Lage, der Kampf gegen den Hunger, der schon einige das Leben gekostet hatte, und Möglichkeiten zur Flucht. Während des Jahres 1945 wurden

im Werkshof, aber auch außerhalb Eisenbahnzüge mit Beutetechnik aus Deutschland abgeladen, hauptsächlich wohl zum Verschrotten.
Unter dem vielen Unbrauchbaren gab es aber auch noch genügend Brauchbares zu entdecken, und so kam mir der Gedanke, ob ich in meiner sonderbaren Position nicht daraus einen Vorteil ziehen könnte. Ich hatte nämlich ein BMW 500 Sportmotorrad entdeckt, das einen Granattreffer im Vorderrad hatte, sonst aber intakt schien.
Als Flugzeugingenieur fielen mir gleich ein paar Varianten ein, wie man die 30 PS des BMW-Motors verwerten könnte. Ich schlug deshalb vor, mit Hilfe einiger Mechaniker wertvolle Teile aus dem Schrotthaufen zu demontieren und sie für das Werk zu verwenden, wobei es mir natürlich nur darum ging, unauffällig an Dinge heranzukommen, die ich für meine Flucht verwenden konnte. Alles lief gut, denn auch hier wollte keine „Charge“ etwas damit zu tun haben.

Fluchtplan mit BMW-Motor

Mein Fluchtplan sah so aus: mit Hilfe des BMW-Motors ein Fluggerät zu bauen, welches mich zumindest bis über die Grenze bringen sollte. Da ich kein auffälliges Kleinflugzeug bauen konnte, blieb nur die Variante eines Hubschraubers übrig, da dieser in der Sowjetunion noch völlig unbekannt war. Für mich war dies umso leichter, als ich sehr oft für die Restaurierung und Instandhaltung des Maschinenparks anscheinend sonderbare Teile entwerfen und in der Reparaturabteilung herstellen lassen musste. Das waren auch Dinge, die von den russischen Kollegen und „Chargen“ gemieden wurden.
Trotzdem war ich natürlich immer auf der Hut, weil ich – bestimmt meist unbemerkt – vom KGB beobachtet wurde. Die Tarnung der Entwurfszeichnung sah so aus: Die Konzeptzeichnung bestand nur aus Systemlinien, die bestimmt niemand verstehen konnte, dann notierte ich die Hauptpunkte als Koordinatenzahlen, welche unter den vielen Zahlen und Anmerkungen am Rande des Zeichenbretts sowieso untergingen



Entwicklungsstufen: Modell „Minimoa“ 1933 ...

Aus diesen Notizen fertigte ich dann Teile-Zeichnungen, welche eingestreut unter offizielle Zeichnungen in die Werkstatt zur Fertigung gingen. Ein Restrisiko blieb natürlich, aber es war sehr klein.
Für den Ernstfall hatte ich auch eine Erklärung parat. In einem der zahllosen nächtlichen Verhöre, die sich über die Jahre verteilten, hatte der für unser Lager zuständige KGB-Offizier mich gefragt, ob ich besondere Erfindungen oder Forschungsarbeiten gemacht hätte, die für die Sowjetunion interessant wären. Ich hatte ausweichend geantwortet und versprochen, darüber nachzudenken.
So fühlte ich mich ziemlich sicher, als eines Tages der Chefkonstrukteur überraschend mit einem zivilen Unbekannten (das war noch nie passiert) auftauchte und mir auftrug, dem Fremden, den er mir nicht vorstellte, zu erklären, welche Arbeiten ich gerade ausführte Dieser hörte lange zu und ging dann ohne einen Kommentar abzugeben weg.

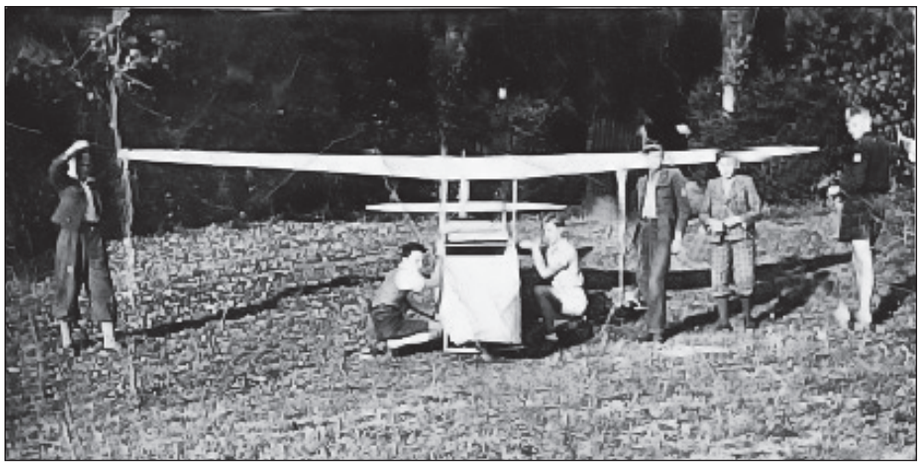
Zuerst ohne Fahrgestell

Wie war nun mein Fluchtgerät geplant? Mein Grundgedanke war es, ein Fluggerät zu schaffen, für das möglichst viele Komponenten vorhanden waren und möglichst wenige neu hergestellt oder geändert werden mussten. Nach der Prüfung mehrerer Varianten entschied ich mich für den „Rucksackhubschrauber“. Diesen Namen gab ich ihm, weil ich anfänglich glaubte, ohne Fahrgestell auskommen zu können, was ich aber im Laute der Entwicklung aufgeben musste.
Zuletzt sah es so aus: Der BMW-Motor mit Kupplung und Getriebe war direkt an dem flach gelegten Kegelantrieb (fälschlich „Differential“ genannt) angeschlossen. Aus diesem ragte senkrecht nach oben eine Antriebswelle, die in ein Wende-Getriebe mündete. Aus dem Wende-Getriebe traten nach oben eine Hohlwelle und eine Vollwelle aus. Die Hohlwelle trug einen unteren Rotor und weiter oben die Vollwelle den oberen Rotor.
Das Wendegetriebe bewirkte, dass der untere Rotor nach links und der obere nach rechts drehte, was zur Folge hatte, dass sich die beiden Drehmomente aufhoben. Auf dem Motor saß der Kraftstofftank. Unten drunter befanden sich ein leichtes Rohrgestell mit einer Sitzbank und einem Brett für die Füße, zwei Stabilisierungsflossen und einen Benzinkanister für Reservekraftstoff. Die Blätter des unteren Rotors konnten über eine sogenannte Spinne in ihren Anstellwinkel verstellt werden, so dass eine Art Seiten- und Höhensteuerung entstand. Kurven- und Längsneigung sollten durch Schwerpunktverlagerung des Körpers erzielt werden.
Das Hauptrisiko beim Fliegen dieser Ausführung hätte sich bei Motor-Stillstand ergeben, weil die Autorotationszeit der leichten Rotoren recht kurz ausgefallen wäre. Falls genügend Zeit geblieben wäre, hätte ich den oberen Rotor auch mit Blattverstellungen ausgestattet, um mit längerer Autorotation landen zu können.
Die Durchführung sollte so aussehen: Am hinteren Ende des Korridors, an dem mein Büro lag, befand sich eine versteckt liegende Treppe zum Dachboden. Oben war eine verschlossene Türe mit einem einfachen Schloss. Der Dachboden war leer. Diesen hatte ich für die Notmontage vorgesehen, da in den Jahren bis zum Montagebeginn niemand die Treppe benutzt hatte. Außerdem sperrte ich die Tür immer von innen zu, wenn ich oben war. Da ich oft Überstunden machen musste, war ich auch häufig gegen Abend allein im Büro.

Die Herstellung der neuen Teile verlief recht reibungslos, so dass die Fertigstellung Ende 1947 oder Anfang 1948 abzusehen war. Für die sehr notwendige und möglicherweise langwierige Erprobung hatte ich ein brachliegendes Gelände vorgesehen. Es war riesig, nur wenig bewachsen und durch den verrotteten Zaun leicht und unbemerkt zu erreichen. Die Schalldämpfer des Motorrades hätten die Versuche auch kaum hörbar gemacht.
So weit kam es aber nicht. Eine Regel des KGB sah vor, dass Personen, die in der Masse der Lagerinsassen auffielen und die anderen möglicherweise beeinflussen könnten, ohne Vorwarnung und Rücksicht auf wirtschaftliche Nachteile für die Produktion plötzlich in ein anderes Lager versetzt wurden.
So erging es mir im Sommer 1947. Ich konnte mich von niemandem verabschieden, schon gar nicht von meinem fast fertigen „Rucksackhubschrauber". Nach einigen Stunden Fahrzeit mit der üblichen bewaffneten Bewachung kam ich im Gulag Lager Nr. 1416 in Dnjepropetrowsk an.

Verrückter Plan?

Mancher mag sich fragen, ob mein Plan nicht unter die Rubrik „verrückt" einzustufen sei, aber von den Erfolgschancen einmal abgesehen, erfüllte die intensive gedankliche Beschäftigung damit zumindest die Aufgabe, von der Lagermisere abzulenken und mich mit Hoffnung zu erfüllen und psychisch zu stärken.
Nach zwei Jahren in Kriwoj-Rog wurde ich also ohne Vorwarnung nach Dnjepropetrowsk versetzt. Das war zwar für die Sowjetunion ein Nachteil wegen des Verlustes an Projektarbeiten, jedoch spielte das für den KGB keine Rolle. Wichtig war nur, dass Personen, die möglicherweise einen Einfluss auf die Lagerinsassen hatten, keine Nachricht hinterlassen konnten. Um das Risiko zu vermeiden, schmiedete ich im Laufe der Jahre gut durchdachte Fluchtpläne, die ich aber nicht durchführen konnte. Nach fünf Jahren Zwangsarbeit wurden wir in die Heimat abgeschoben. Als sogar im Auslieferungslager noch



... Hängegleiter (1937) ...

Bild 1, 6 und 7: Foto Hansotto Drotloff, restliche Bilder Archiv Hellmuth Binder

Verhöre stattfanden, flüchtete ich, um nicht doch noch zurückgehauen zu werden, in die Freiheit.

Ein neuer Fluchtplan

Das Lager 1416 befand sich in der Stadt Dnjepropetrowsk, auf dem Gelände des großen Stahlhüttenwerkes „Metalurgitscheskij Zavod Imeni Petrovskogo", das für die damalige Zeit mit über 14000 Beschäftigten zu den größten Stahlwerken der Sowjetunion gehörte. Wir waren etwa 800 Zwangsarbeiter und wurden in zwei großen aufgelassenen Werkshallen mit doppelstöckigen Betten untergebracht. Wegen des Drei- Schicht-Betriebs herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, und keiner fand richtig Ruhe. Obwohl auf dem Werksgelände gelegen, war das Lager mit vier Meter hohem Stacheldraht eingezäunt und streng bewacht – und das vier Jahre nach Kriegsende!
Meine Aufgabe im Werk war, wie in Krivoj Rog, die Entwicklung neuer Maschinen unterschiedlicher Art und außerdem nebenbei die Betreuung ausländischer Maschinen und ihrer Betriebsanleitungen.
Eines Tages befand ich mich in der Stahlgießerei auf einem Brückenkran, der dringend Ersatzteile für den Antriebsstrang benötigte und nicht stillgelegt werden konnte. Die Hitze war fast unerträglich, und ich beeilte mich, fertig zu werden. Die Kranführerin, ein junge Frau von vielleicht 20 Jahren, hatte ich vorher informiert, dass ich auf der Brücke zu tun hätte, sie aber ihre Arbeit, einen Gießkübel unter die Bessemer-Schmelzanlage zum Füllen zu manövrieren, ungehindert fortsetzen könne. 25 Tonnen flüssiger Stahl ergossen sich in den großen Kübel, die Hitze stieg sofort weiter an, und ich war gerade fertig, als die, Kranführerin den Kübel in die Mitte der

... prämiertes Motorflugzeug (1938) ...

... Modell des „Nurflügel-Flugzeugs" (1942)

Kranbrücke fuhr. Diesen Moment hatte ich abgewartet, um den noch stillgelegten Kran zu verlassen.
Da sah ich zu meinem Erstaunen, dass die Kranführerin ihre klimatisierte Kabine verließ, in der wahnsinnigen Hitze scheinbar ruhig auf das Geländer der Kabine stieg und dann mitten in den flüssigen Stahl sprang. Es gab eine kleine Explosion, eine Wolke zischte hoch, und es wurde zuerst ganz still, bis sich das Entsetzen der Belegschaft, die gespannt auf das Vergießen der Charge gewartet hatte, in einem Tumult auflöste. Ich war wie benommen und blieb trotz unerträglicher Hitze noch so lange oben, bis ein Ersatzführer an mir vorbei in die Kabine stieg. Selbstmord aus Liebeskummer, sagte man, sei der Grund gewesen.

Angst vor Stalin

Obwohl das Leben im Lager 1948 und 1949 etwas erträglicher wurde, konnte man nicht wissen, ob die Sowjets (also Stalin) nicht vorhatten, uns für immer dort zu behalten. Die Besserung bezog sich hauptsächlich auf die Ernährungslage.
Aber wir hatten selbstverständlich fünf Jahre lang keinen Urlaub gehabt, mindestens 48 Stunden in der Woche reguläre Arbeitszeit außer den Überstunden und an Sonntagen oft Einsätze im Werk, zum Beispiele, um in Schmelz- oder Hochöfen, die zur Reparatur stillgelegt werden mussten, die noch heiße Schamotte-Auskleidung auszuräumen. Viel angenehmer aber war es, wenn wir auf dein riesigen, zum Werk gehörenden landwirtschaftlichen Gut Arbeitseinsätze hatten. Wir nannten es „*Kolchos*", was zwar nicht korrekt, aber dort üblich war. Es mangelte überall an Arbeitskraft, vor allem, weil die Bevölkerung sich nicht gerade darum drängte, zu arbeiten. So war es kein Wunder, dass wir Zwangsarbeiter auch zu Arbeiten herangezogen wurden, die an sich nicht für uns gedacht waren, was aber mein Glück war. So wurden dringend Fahrer für die Traktoren und LKWs auf dem großen Gelände gebraucht, und ich durfte (am Sonntag) sogar einen neuen ZIS-Lastwagen fahren, Das war aber noch nicht alles. Das Gelände des Gutes maß etwa 30 Kilometer im Quadrat, und so hatte der Direktor (so wurde er hier tatsächlich genannt) ein Dienstflugzeug mit Pilot zur Verfügung, mit dem er allerdings lieber in die Stadt oder sonst wohin flog.

Ein robuster Doppeldecker

Jetzt bekam ich natürlich gleich ein Kribbeln im Leib, und ich sah mir das Ding aus der Nähe an. Ein alter Doppeldecker vom Typ *Flalikarpow Po 2*, anspruchslos und robust wie die meisten Sowjetflugzeuge, aber in keinem guten Wartungszustand Also! Da ich über meine Fliegerkunst noch nie zu jemandem ein Wort gesagt hatte, fragte ich den Piloten. dem man sein Desinteresse am Flugzeug von Weitem ansehen konnte, ob nicht Wartungsarbeiten anstünden. Müssten schon, meinte er, aber er habe keinen Flugzeugmechaniker zur Verfügung, und er selbst habe weder Lust noch genügend Erfahrung in diesen Dingen.
Hurra!, dachte ich, und sagte ihm, ich sei früher einmal Flugzeugmechaniker gewesen und könne ihm sonntags helfen, sofern mir dies vom Einsatzleiter erlaubt würde. Nichts leichter als das, antwortete er, sein Direktor sei ein wichtiges Nomenklatura-Mitglied und würde das mit einer Handbewegung erledigen.
So avancierte ich zum Leib-Flugzeugmechaniker des Direktors, und der Pilot war froh, seine Zeit anderswo verbringen zu können.

Wieder ein Flugzeug anfassen!

Ich nahm mir den Vogel natürlich gleich gründlich vor. Zum Teil, weil ich glücklich war, nach so vielen Jahren wieder ein Flugzeug – und sei es auch nur ein alter Typ – anfassen zu können.
Zum Teil aber spiegelte mir meine Phantasie wunderbare Bilder vor mein geistiges Auge. Es galt nun das Flugzeug wirklich gründlich zu überholen und zu überprüfen. Da wir wegen der Mehrarbeiten fast jeden Sonntag hinausgebracht wurden, kam ich mit den Arbeiten gut voran, zur vollen Zufriedenheit des Piloten und seines Direktors.
Nun galt es auch, die Umstände genau kennenzulernen, die für das Endziel – die Flucht mit diesem Flugzeug – wichtig waren. Leider konnte ich zwar jederzeit den Motor Probe laufen lassen. Vom Fliegen aber durfte kein Wort fallen. Ich konnte es nur ein einziges Mal unauffällig zu einem Mitflug bringen, weil ich die Spanndrähte der Tragflächen neu eingestellt hatte und dabei sein wollte, wenn der Pilot das Flugverhalten überprüfte. Allerdings genügte mir dies zum Kennenlernen.
Jetzt ging es nur noch darum, den Zeitpunkt der Flucht und die Route festzulegen. Risiken technischer Art, wie sie beim Rucksack-Hubschrauber wegen de technischen Neuheit und vielen Unbekannten und der Mangel an Erprobungszeit entstanden wären, gab es hier überhaupt nicht. Das Flugzeug war äußerst zuverlässig.
Für die Route gab es nur zwei Möglichkeiten: Die eine war die gerade Linie auf die Moldau zu, etwa in die Nähe von Iaşi, Landung auf einer beliebigen Wiese, Flugzeug stehen lassen und mit der Bahn nach Hause fahren. Das war kein Problem, denn Radar gab es noch keinen. Die Gren-

ze in niedriger Höhe zu überfliegen war also harmlos. Die Schwierigkeit bestand darin, dass man mich nach Auffinden des Flugzeuges zu Hause suchen würde, und das Flugzeug anzünden hätte meine Spur auch nicht ganz verwischt.
Die zweite Route hätte über die Krim und das Schwarze Meer in die Türkei geführt. Hierbei war die Entfernung so groß, dass ich Reservekraftstoff hätte mitnehmen müssen, wofür ich aber noch keine Lösung sah. Die 300 Kilometer über das Meer waren mir aber auch nicht ganz geheuer. So entschloss ich mich dann doch für die erste Variante und wartete nur noch auf eine gute Gelegenheit. Diese kam auch, aber erst im September 1949. Ein Sonntag mit schönstem Wetter – das brauchte dieser alte Vogel für eine so lange Strecke von über 600 Kilometern.

Kurz vor dem Start

Ich war mit dem Flugzeug wie so oft allein, es war voll getankt, den Motor hatte ich warmlaufen lassen, alles noch einmal überprüft. Kribbeln im Bauch, jetzt musste ich mich zum Start entschließen. Ich wollte gerade aussteigen, um die Bremsklötze wegzuziehen – Bremsen hatte dieser alte Flugzeug-Typ keine –, da tauchte vor dem Flugzeug der Direktor mit seinem Motorrad auf und schimpfte erbost, weil der Pilot noch nicht auf ihn wartete, obwohl er ihm hatte ausrichten lassen. dass er eilig abfliegen müsse. Ich beruhigte ihn, der Pilot würde sicher gleich kommen, hoffte aber, er werde in seiner Eile mit dem Motorrad zum Wirtschaftsgebäude fahren, um ihn zu holen. Dann hätte ich in der Zwischenzeit abfliegen können. Da sah ich den Piloten auf uns zu laufen.
Mir blieb nur noch übrig, einen russischen Fluch zwischen den Zähnen zu zerdrücken und auszusteigen.
Wehmütig und auch wütend blickte ich dem entschwindenden Flugzeug nach, ohne zu ahnen, wie gütig die Vorsehung mit mir gewesen war, denn so eine Gelegenheit kam nicht wieder. Im November wurden wir ganz plötzlich und unerwartet in die Heimat abgeschoben.

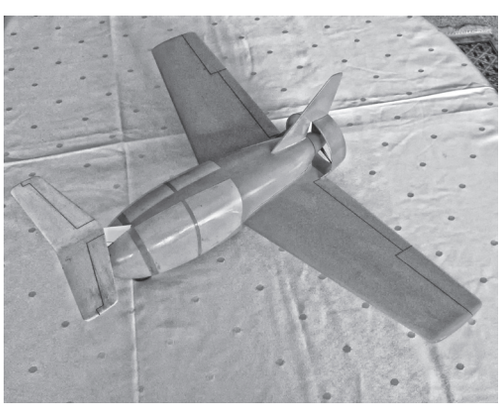
Stufen der Entwicklung

Hellmuth Binder zum 90.

von Hansotto Drotloff

Am 24. April 2012 vollendete Hellmuth Binder, der bekannte Ingenieur und erfolgreiche Erfinder, in Bad Windsheim sein 90. Lebensjahr. Der Vorstand der Heimatgemeinschaft Mediasch e. V. gratuliert dem Jubilar aufs Herzlichste und wünscht ihm in seinem Namen wie auch stellvertretend für die Gemeinschaft der Mediascher weiterhin gute Gesundheit und Lebensfreude und Schaffenskraft an der Seite seiner Gattin. Wir danken Hellmuth Binder an dieser Stelle auch für die Beiträge für das Mediascher Infoblatt *und freuen uns auf jeden weiteren seiner Texte.*

Mai 2012, Wohnzimmer der Familie Binder in Bad Windsheim, heimelig nicht zuletzt durch die Erinnerungsstücke an Siebenbürgen, nur wenige mitgebracht, meist – wie die Ölgemälde an der Wand von Grete („Lippi“) Binder aus der Erinnerung gemalt, gegen das Heimweh gesammelt und ausgestellt. Ein Heimweh, das geblieben ist, obwohl Hellmuth Binder und seine Gattin heute zufrieden und dankbar auf ein arbeitsreiches und erfülltes Leben zurückblicken, dessen zweite, sehr erfolgreiche Hälfte sie in Deutschland verbracht haben. Ein altes Foto führt mich hierher, das einen jungen Mann neben einem seine Flügel weit ausspannenden Flugzeug im Hof des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums zeigt. Natürlich habe ich im 1992er Mediasch-Buch gelesen (Seite 395), dass dieses Flugzeug bei der Schülerolympiade in Bistritz den ersten Preis im Bereich „Handfertigkeit“ erzielt hat, aber ich möchte mehr erfahren, mich interessiert, wie ein 16-Jähriger im fernen Kokeltal damals auf die Idee kommen konnte, ein flugfähiges Gerät selbst zu entwerfen und zu bauen. Und sicherlich habe ich die biographische Skizze gelesen, die seine Freunde Kibi und Dieter Folberth ihm vor zehn Jahren zum 80. geschrieben haben (*Siebenbürgische Zeitung*, 15. April 2002). Mich aber interessiert, wer der Mensch ist, der dem *Infoblatt* die Geschichte vom Rucksackhubschrauber eingereicht hat, mit dem er seinerzeit aus der sowjetischen Lagerhaft zu entweichen plante.
Und so sitze ich ihm in seinem Wohnzimmer gegenüber und bereue bereits nach wenigen Minuten, dass ich mich nicht auf eine Tonaufnahme vorbereitet habe. In unserer vertrauten sächsischen Mundart führt er mich zurück in das Mediasch der dreißiger Jahre, das alle, die damals jung waren und die heute zu den ältesten lebenden Zeitzeugen zählen, als verträumt und idyllisch schildern – der Sicht unbeschwerter Kinderherzen entsprechend, die noch nichts ahnten von den Erschütterungen, die diese Welt in wenigen Jahren vom Grund auf verändern würden.



Das „Entenflugzeug“: erste Version ...

Hellmuth Binder spricht ruhig, er setzt seine Worte, wie mir scheinen will, genau so sicher wie die Bleistiftstriche auf seinem Reißbrett, formuliert präzise, überzeugt mit der ruhigen Klarheit der Fakten. Dass er mit Leidenschaft dahinter steht, fühlt man, das liegt in der Luft, und wenn er von den Menschen spricht, die seinen Weg bestimmten, wie vom Großvater oder den Eltern, oder die ihn sein Leben lang begleiteten, wie seine Gattin, dann nimmt seine Stimme einen warmen Ton an. Und

... und das ausgereifte Reiseflugzeug im Modell.

so ensteht in Rede und Gegenrede, im Frage- und Antwortspiel zwischen dem Jüngeren und dem Älteren das Bild der Stufen neu, entlang deren sich Hellmuth Binders Ideen entwickelten, gleichzeitig die geistige Entwicklung eines Erfinders, dessen Fundus noch nicht erschöpft ist.

Die Eingangsfrage, wie es dazu kam, dass ein 16-Jähriger im Jahre 1938 im Alleingang ein Motorflugzeug entwerfen und bauen konnte, beantwortet er mit der Auskunft, dass es davor schon einen Hanggleiter gab, den er als 13-Jähriger geplant und in vielen Stunden des Tüftelns und Bastelns auf dem Landgut des Großvaters Andreae im Unteren Grail zusammengebaut und geflogen hat. Ich spreche das Wort nicht aus, aber ich taste mich fragend zu der Sternstunde zurück, mit der alles angefangen hat.

Gab es diese? Ja, natürlich gab es sie – und sie ist einer außergewöhnliche Bezugsperson und, wie kann es anders sein, dem Zufall zu verdanken.

Es war um das Jahr 1926, als der vierjährige Hellmuth mit seinem Großvater Gustav Andreae, Professor für Mathematik und Physik am Gymnasium, den täglichen Spaziergang durch die Steingasse bis zur Kokelbrücke absolvierte. Ein Donnern in der Luft riss den Knabe aus seiner Ruhe – und das, was er dort erblickte, erklärte der Großvater ihm, sei ein Flugzeug, ein mit Kabine, Motor und Flügeln ausgestattetes Gerät, dazu gebaut, Menschen durch die Lüfte zu tragen, und sie in diesem Fall zu dem erst 1921 eröffneten Mediascher Flughafen in der Nähe des ehemaligen Galgenbergs zu bringen.

Das war sie, die Sternstunde des Hellmuth Binder, der Moment, der seine Neugierde weckte und aus dem schon bald die Leidenschaft des Erfinders aufkeimen würde, die auch nach mehr als acht Jahrzehnten ungebrochen ist. Alsbald löcherte der Knabe den Großvater und ließ nicht locker, bis jener alles preisgegeben hatte, was er über das Fliegen wusste. Papierflieger im Kindergarten markierten die erste Stufe, an ihnen konnte er die Zusammenhänge erproben, die ein besseres Gleiten durch die Luft ermöglichen.

Erster Hanggleiter

Es folgten Modellflugzeuge, damals groß in Mode, die ihm halfen, jene Erkenntnisse zu vertiefen, die er für den Baus des ersten Hanggleiters 1935 benötigte. Mit leichtem Schmunzeln erinnert er sich daran, dass es die Erwachsenen damals wenig zu kümmern schien, was der Junge da im Schuppen trieb, und dass sie es ihm wohl verboten hätten, wenn sie gewusst hätten, dass er sich im hinteren Talgrund des Grail wieder und immer wieder den Hang hinuntergleiten ließ, nie spielerisch, wie er betont, sondern immer beobachtend, die Flugeigenschaften bewertend, um das Gerät stetig zu verbessern.

Dann kam das Motorflugzeug, und plötzlich erinnere ich mich, von meiner Mutter in meiner Kindheit gehört zu haben, dass ihr Bruder Manni Buresch in jenen Jahren auch mit dem Bau eines Flugzeugs befasst war. Ja, bestätigt mir Hellmuth Binder, am Anfang war sein Freund Manni mit dabei gewesen. Das Wohnzimmer des Kaufmanns Buresch wurde für einen Winter den beiden bastelnden Jungen überlassen, ehe das Flugzeug, das acht Meter Spannweite hatte, im Keller des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums zu Ende gebaut wurde, dank der wohlwollenden Förderung durch den Rektor Dr. Otto Folberth.

Im Binder-Haus unter der Allee entstand mittlerweile, mit Teilen aus der „Fliegerschule“ und selbst gegossenen, in der „Westen“ bearbeiteten Aluminium-Bauteilen ein Motor, der jedoch nie zum Einsatz kam. Militärdienst und Krieg kamen dazwischen, am Ende ließ ihn ein Perspektivwechsel das Interesse am „klassischen Flugzeug“ verlieren.

Binder, inzwischen 20 Jahre alt, erkannte, dass dieses nicht als Basis für eine radikal bessere Flugzeugtechnik geeignet war, und wandte sich anderen Prinzipien zu. Viel Phantasie, Konstruktionsschweiß und Arbeit floss in die Entwicklung des „Nurflügel“-Flugzeuges, bis zu der Erkenntnis, „dass mit diesem Prinzip eine für hohe Ansprüche notwendige Flugstabilität nicht zu erreichen sei“, wie er in seiner Autobiographie anmerkt.

Inzwischen waren wechselvolle Jahre vergangen, wie sie typisch für einen Siebenbürger Sachsen jener Generation war: Deportation nach Russland (wo es für Hellmuth Binder dank seiner technischen Begabung auch Nischen gab, in denen er erfinderisch tätig war, siehe den vorhergehenden Beitrag über das „Fluchtgerät Rucksackhubschrauber“), Rückkehr in die Heimat, Studium, Arbeit im LKW-Werk Kronstadt unter den Bedingungen des „real existierenden Sozialismus“. Nach Deutschland ausgewandert, ging er als Broterwerb der LKW-Konstruktion bei Daimler-Benz mit vergleichbarem Erfindergeist nach, mit dem er sich in der Freizeit weiterhin der Flugzeugentwicklung widmete.

Unzählige Stunden am Reißbrett, in der Werkstatt und bei Flugversuchen seiner Modelle – wäre nicht seine Gattin Lippi gewesen, die ihm den Rücken frei hielt, wer weiß, ob das alles zu schaffen gewesen wäre. Nach der „Nurflügel“-Phase“ wendet sich der stets vorwärts strebende Mann dem „Entenflugzeug“ zu, eine, wie er findet, unglücklichen Namenswahl. Alles andere als eine Ente seiend, schon gar nicht eine Zeitungsente, (auch nicht des *Mediascher Infoblatts*), führt bei diesem Konstruktionsprinzip ein genialer Ge-

danke dazu, dass eine wesentlichen Nachteil des klassischen Flugzeuges überwunden wird: Indem er das Höhenruder, das für Abtrieb sorgt und durch zusätzlichen Auftrieb der Flügel kompensiert werden muss, vom Heck an die Stirnseite der Maschine holt, entsteht ein neuer Flugzeugtyp, der durch den erwähnten Trick und eine wesentlich leichtere Bauweise deutlich billiger hergestellt werden kann und bedeutend weniger Sprit verbraucht.

Warum bisher noch niemand bereit war, ein solches „Entenflugzeug" großtechnisch zu bauen, versteht Hellmuth Binder nicht, kommentiert es auch nicht, aber eine gewisse Bitterkeit schwingt in seiner Stimme mit, wenn er darüber berichtet. Die Entwicklung ist abgeschlossen – und die Suche nach Sponsoren hat er nunmehr seinem Sohn übertragen, der den Vater nach Kräften unterstützt.

Wer nun aber glaubt, hier lehne sich der betagte Erfinder zurück, um „es gut sein zu lassen", hat sich gewaltig getäuscht. Ich begleite Hellmuth und Lippi Binder in ihr Büro. Eher ein schmaler Gang als eine Erfinderschmiede, haben sie sich hier praktisch und optimal eingerichtet. Vom modernen Computerarbeitsplatz, über E-Mail, Skype, Webcam und Facebook gebietend, als habe sie es bereits mit der Muttermilch eingesogen, führt Lippi die weitverzweigte Korrespondenz.

Hellmuth plant derweil am Reißbrett – ein „Letzter seiner Art"? Vielleicht, aber auch jemand, der manche Vorurteile Lügen straft: dass man irgendwann aufs Altenteil gehört, dass man ohne hochmodernes CAD nicht entwickeln kann, dass man in solch drangvollen Enge nicht kreativ sein kann ...

Ein Blick auf das Reißbrett belehrt eines Besseren: Hier feilt er an den Detailzeichnungen zu einem längst patentierten System zur schnellen Verladung von ganzen LKWs auf die Schiene. Ein verblüffend einfacher Gedanke ist hier umgesetzt. Umdenken, wie einst beim „Entenflugzeug". Hoffen wir, dass diese Erfindung nicht auch so viel Unverständnis begegnet wie jener!

Dr. Gustav Göckler, Stadtpfarrer in Mediasch von 1941 bis 1962

von Lutz Friedrich Connert

Stand 7. Sep. 2011

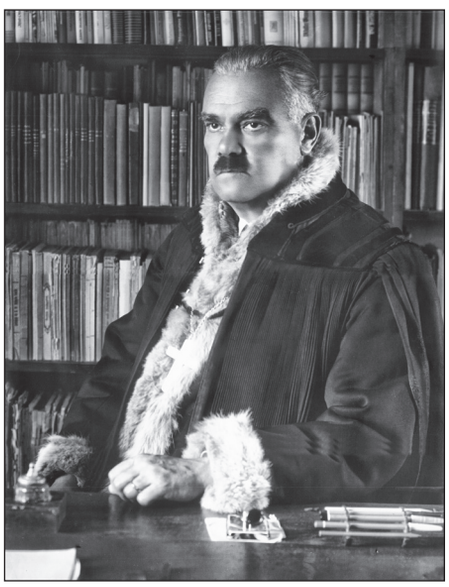
Im Jahr 2012 jährt sich zum fünfzigsten Mal der Todestag und zum 110. Mal der Geburtstag von Dr. Gustav Göckler (1902-1962), zuletzt Stadtpfarrer der sächsischen evangelischen Kirchengemeinde in Mediasch, Siebenbürgen, Dechant des Bezirks Mediasch und Landeskonsistorialrat.

Aus diesem Anlass habe ich mich als sein Neffe (seine Gattin war die Schwester meiner Mutter) entschlossen, einen Bericht über sein Leben zu schreiben. Es wird ein sehr persönlicher Bericht, der allerdings mit seinen Fakten auf umfangreichen Quellen fußt. Persönlich deshalb, weil ich seit kurz nach meiner Geburt (etwa ab Herbst 1944) auf dem Stadtpfarrhof in der Dienstwohnung des Stadtpfarrers bei dem Onkel mit meiner Familie in einer Großfamilie gewohnt habe. Wie es dazu kam, werde ich etwas später schildern.

Zuerst aber noch etwas zu den Quellen: Was nicht angezapft wurde, ist die Quelle CNSAS, das *Securitate*-Archiv in Bukarest. Um Göcklers Akte einzusehen, bedarf es, da keine direkten Nachkommen vorhanden sind, des Forscherstatus, den ich nicht habe. Es ist aber anzunehmen, dass diese Akten längst eingesehen worden sind und Berichte dazu vermutlich bald anstehen werden.

Zum Lebenslauf 1902-1928

Gustav Ernst Göckler wird am 9. Januar 1902 als Sohn des Schmiedes Göckler in Bistritz geboren. Er hat zwei weitere Brüder und eine Schwester. Nach Gymnasium in Bistritz und Studium der Germanistik und Rumänistik (Promotion bei *dem* Rumänistiker der Zeit, Prof. Gustav Weigand) in Leipzig wird er Lehrer in Bistritz. 1925 heiratet er Gertrude



Dr. Gustav Göckler (1902-1962)
Foto Mediascher Stadtpfarramt

Hofstädter, die Tochter des im April 1925 verstorbenen Stadtpfarrers von Bistritz, Friedrich Hofstädter.

Exkurs 1 über Autor Pauer

Hier möchte ich auf Hans Gerhard Pauers Einlassungen aus dem *Mediascher Infoblatt* bezüglich des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums unter dem Einfluss der NS-Ideologie (1940-1944) eingehen. Chronologisch an dieser Stelle, weil Pauer sich da auf die Amtseinführungsrede von Bischof Staedel für Göckler am 1. Oktober 1941 bezieht.

Pauer zitiert die Rede, in welcher Staedel Göckler lobt wegen seiner großen Verdienste bei der Durchsetzung der nationalsozialistischen Bewegung, die er, Göckler, „schon als blutjunger Professor und Ortsleiter der Organisation" (Pauer zitiert, wie gesagt, aus der Präsentationsrede von Bischof Staedel für Göckler am 1. Oktober 1941 aus dem Sonderdruck der *Kirchlichen Blätter*) erworben habe, also schon in seinen Bistritzer Jahren als Lehrer 1925-1928. Im Einzelnen bedarf es der weiteren

Spalier der sächsischen Jugend am Mediascher Marktplatz beim Einzug Gustav Göcklers am 27. September 1941 *Horst Schmidt, Heilbronn*

Nach einem Bericht des Kurators Dr. Otto Folberth an das Presbyterium hatte der Festausschuss zur Einholung des neu gewählten Stadtpfarrers Folgendes festgelegt: „Die beiden Kirchenväter fahren mit zwei Kraftwägen, von denen der eine mit Blumen geschmückt ist, nach Birthälm. An der Hattertgrenze [von Mediasch] wird der Herr Stadtpfarrer vom Ortsleiter [Emil Handel] und Bürgermeister [Dr. Hans Zikeli] begrüßt und steigt mit seiner Gemahlin in eine dort auf ihn wartende Kutsche mit Vierergespann und fährt in unsere Stadt unter dem Geläute der Glocken aller christlichen Kirchen durch das Forkeschgässer Tor ein, von wo die Schuljugend ein Spalier bis zur Alten Porte bildet."

Kurz vorher hatte man in ähnlicher Weise den aus Hermannstadt anreisenden Bischof Wilhem Staedel „eingeholt". Göckler war der erste und unseres Wissens einzige sächsische Pfarrer, den ein Bischof in sein Amt eingeführt hat.

Forschung, was sich Göckler in dieser Zeit hat zuschulden kommen lassen. Auf jeden Fall schildert Pauer Göckler als zum „engsten Freundeskreis Staedels" gehörend.

1928 bis 1941

Von 1928 bis 1932 ist Dr. Göckler Pfarrer in Senndorf bei Bistritz und ab 1932 bis 1941 Pfarrer des Weinlandmarktfleckens und ehemaligen Bischofssitzes Birthälm.

Am 1. Oktober 1941 wird, wie schon beschrieben, Dr. Göckler vom nationalsozialistischen evangelischen Bischof Staedel ins Amt des Stadtpfarrers und Bezirksdechanten von Mediasch eingeführt.

Exkurs 2 über Autor Wien

Der Autor wird hier zitiert, weil die Angaben in seinem Buch etwas völlig anderes über das Verhältnis Göckler/Müller aussagen, als das, was Müller dann ab 1944 über dieses Verhältnis schrieb.

Ulrich A. Wien erwähnt Dr. Göckler in seinem Buch zuerst auf Seite 161, zu Beginn des Kapitels 9, wo es um die Bischofswahl geht, aus welcher Staedel siegreich hervorgehen sollte. Es ist der Februar 1941. Göckler ist noch nicht Stadtpfarrer in Mediasch. Wie auch bei Dr. Wagner wird klar hervorgehoben, dass Göckler als Konkurrent zu Müller bei der Wahl kandidierte und wohl dann zu Gunsten Staedels aufgab. Nicht so Müller, der in der Wahl unterlag.

Stärker allerdings tritt die Gegnerschaft Göckler/Müller hervor in der Frage der Übernahme der Schulträgerschaft durch die Volksgruppe, wie Wien auf Seite 180 und 181 beschreibt. Hier kann man nachlesen, dass Müller und Göckler diametral entgegengesetzte Positionen einnahmen, dergestalt, dass Göckler, zusammen mit Andreas Scheiner (einem Vetter Staedels) und Fritz Schullerus sich für die Übernahme der Trägerschaft durch die Volksgruppe aussprach und Müller starke Einwände dagegen hatte.

Ein weiterer Vorfall verstärkt den Eindruck der Gegnerschaft Göckler/Müller. Es geht um das Disziplinarverfahren, das im Frühjahr 1942 gegen Müller angestrengt wurde. Auch in diesem unrühmlichen Kapitel stand Göckler gegen Müller, indem er, Göckler, die Anzeige, die zum Verfahren führen sollte, zusammen mit Scheiner, Karl G. Römer, Hans Zikeli und anderen gemeinsam mit Staedel unterschrieben hatte (Wien, Seite 188 und 189).

Unrühmlich also für Göckler sind, wie vor allem Wien und Pauer darstellen, die Jahre zwischen den Kriegen. Neben seiner Tätigkeit zunächst als Lehrer in Bistritz, dann aber auch als Pfarrer in Senndorf und Birthälm sowie dann ab 1941 als Stadtpfarrer in Mediasch muss er sich wohl stark in die NS-Politik eingebracht haben. Er wurde damit zum aussichtsreichen Kandidaten für das Amt des Stadtpfarrers von Mediasch nach der (gesundheitlich bedingten?) Pensionierung von Carl Römer.

So war die Wahl nur noch eine Formalität angesichts der Tatsache, dass Staedel inzwischen Bischof war und Dr. Hans Zikeli Bürgermeister von Mediasch. Göckler wurde, wie gesagt, dann am 1. Oktober 1941 von Staedel als Mediascher Stadtpfarrer eingesetzt.

Im Zusammenhang mit der Einflussnahme auch von Göckler auf die Schularbeit in den 30er und 40er Jahren ist mir ein bemerkenswertes Detail in Erinnerung. Es gibt da ein Foto von einer Schulfeier, einer Jahresabschlussfeier, etwa 15 Jahre nach der Einsetzung Göcklers zum Stadtpfarrer. Ich stehe mit einigen Mitschülerinnen (es waren nur Mädchen) mit dem Pioniertuch um den Hals und einem offensichtlich guten Zeugnis vor der versammelten Lehrerschaft und den Schülern. Direktor Kloos hat gerade gesagt, dass er das Schuljahr für geschlossen erklärt

(„... hiermit erkläre ich die Anstalt für geschlossen“). Unter den auch anwesenden Ehrengästen sitzt doch tatsächlich Dr. Gustav Göckler, ganz wie in alten Zeiten, so, als ob die Schule immer noch unter kirchlicher Oberhoheit existiere. Und das 1954 oder 1956, in den Jahren schwärzester kommunistischer Unterdrückung. Was wollte Direktor Kloos damit zeigen, denn nur von ihm kam damals wohl die Einladung an Göckler! War es Demonstration, Provokation? Bemerkenswert!

Und noch was Wichtiges an dieser Stelle zu Bischof Müller und seiner angeblichen Widerstandshaltung im „Dritten Reich“. 1941 hat (der damalige Bischofsvikar) Müller nach Ausbruch des Kriegs gegen die Sowjetunion eine Predigt gehalten und in den *Kirchlichen Blättern*, Hermannstadt, (Jahrgang 1941, Seite 446 ff.) veröffentlicht. Die Predigt bejubelt Hitlers Angriff auf Russland, der zugleich gegen die Juden gerichtet sei, die eine „maßgebliche Rolle in den heutigen Weltereignissen“ spielen. Nach Jesus seien sie, die Juden, „Kinder des Satans“, und der begonnene Krieg das „gewaltigste Gottesgericht ... das ‚Heil Hitler‘ wird gerade uns Christen in diesen Tagen zum Gebet. Hier handelt der Führer ganz gewiss als Gottes Werkzeug“.

Dass Müller später entgegengesetzte Töne anschlug, erklärt sich damit, dass der Volksgruppenführer der Deutschen in Rumänien, Andreas Schmidt, der anfangs Müller als Bischof haben wollte, sich auf Berlins Wink hin für Staedel entschied. Das macht Müller zum angeblichen Widerständler. Müller hat übrigens in seinen Erinnerungen diese Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg ausgespart und auch sein Biograf, Dr. Wien, lässt diese Seite von Müller außer Acht.

1944 bis 1962

An dieser Stelle fügen wir ein, was seine Gattin, Gertrude, geb. Hofstädter, die treue „Frau Stadtpfarrer“, über diese Zeit viele Jahre später (in Deutschland, etwa Anfang der 1990er Jahre) geschrieben hat. Gertrud Göckler war damals Mitte Achtzig. Die handschriftliche Aufzeichnung befindet sich im Besitz des Autors.

Exkurs 3 über die Aufzeichnungen Gertrud Göcklers

„Seit die kommunistische Regierung in Rumänien die Führung übernommen hatte, kamen auch für die evangelischen Pfarrer schwere Zeiten. Zwar wurden die Gottesdienste nicht verboten, aber sie standen unter der Kontrolle der *Securitate*. Sie zwangen auch Sachsen, bestimmt nicht mit lauteren Mitteln, Spitzeldienste zu leisten, und so saß im Gottesdienst immer einer da, der die Predigt nachschrieb und die Nachschrift der *Securitate* übergab.

So kannten die immer den Inhalt der Predigten. Bei der Niederschrift der Predigt musste der Pfarrer jedes Wort sehr genau überlegen und sich vor jedem verfänglichen Wort hüten, weil es ihm mit Sicherheit zur Last gelegt werden würde. Ständig wurde mein Mann beobachtet; zu wem er ging und was er tat. Er stand immer mit einem Bein im Gefängnis. Es war für ihn fast unerträglich. Diese Anspannung brachte ihm im Jahre 1956 einen Herzinfarkt ein, an dem er fast starb. Es war sein Glück, dass sein Freund und Arzt Dr. Günther Folberth gerade Urlaub hatte, zu Hause war und ständig nach ihm sehen konnte. So überstand er diese schwere Krankheit, aber sein Herz behielt einen Schaden.

Als Prof. Otto Folberth als einer der Ersten ausreisen sollte [das war 1947, Ergänzung des Autors siehe weiter unten], lud er vorher alle seine Freunde zu einem Abschiedsessen ein. Dabei wurde lebhaft über eine eventuelle Ausreise [anderer Sachsen] diskutiert. Jeder sagte ganz offen seine Meinung darüber. Keiner wusste dass … ein Spitzel … jedes Wort mitschrieb. Am nächsten Morgen wurden alle [Gäste Folberths, Ergänzung des Autors] verhaftet, darunter auch mein Mann. Es war Sonntag, und ich war in großer Sorge wegen des Gottesdienstes. Man konnte den Menschen doch nicht sagen: Heute gibt es keinen Gottesdienst, euer Pfarrer ist verhaftet. Den ganzen Morgen kamen die Frauen, deren Männer verhaftet worden waren, aufgeregt, um mit meinem Mann zu sprechen. Sie waren entsetzt, als sie erfuhren, dass auch er verhaftet worden war. Später erfuhren wir, dass die Männer in einen Raum geführt worden waren. Man ließ sie die ganze Zeit auf den Beinen stehen. Ob sie zu essen bekommen haben, weiß ich nicht mehr. Immer in Sorge wegen des Gottesdienstes, entschloss ich mich, zum alten Pfarrer Kenzel zu gehen um ihn zu bitten, einen Lesegottesdienst zu halten. Da begegnete ich auf den sogenannten Gefängnistreppen meinem Mann, den man freigelassen hatte, damit er Gottesdienst halten könne. Wir waren naturgemäß ganz erstaunt und erleichtert. Die übrigen Männer, es waren ziemlich viele, ließ man nur abends frei. So was konnte einem damals passieren.

Ein andermal schrieb ein Pfarrer [aus dem Bezirk Mediasch, dem Sprengel des Dechanten Göckler] einen Bericht über die Zustände in Bistritz. Dem Pfarrer gelang es, den Bericht nach Deutschland zu schmuggeln. Es kam aber heraus, und mein Mann wurde als Dechant, Vorgesetzter des Pfarrers, zur Verantwortung gezogen. Er musste sich der *Securitate* in Hermannstadt stellen und wurde drei Tage dort festgehalten. Als er zurückkam, machte er einen gebrochenen Eindruck. Nie hat er ein Wort darüber verlauten lassen, was dort mit ihm geschehen war.“

Soweit die Aufzeichnungen der Gattin Göcklers.

Zu letzterem Detail: Es kann sich aus meiner Erinnerung nur um den Pfarrer Csallner handeln (aus der Gemeinde Durles), siehe weiter unten.

Nach den Tagebüchern Otto Folberths, Band 44, April 1946 bis Mai 1948 [nachzulesen im Internet unter www.siebenbuergen-institut.de] ist Folberth im August 1947 ausgewandert, also müssen die erwähnten Verhaftungen nach dem Abschiedsessen im Juli 1947 stattgefunden haben. Man beachte: Im Jahre 1947 gab es in Rumänien noch so etwas wie eine kommunistische Monarchie. König

Bischof Wilhelm Staedel wird anlässlich der Amtseinführung von Stadtpfarrer Gustav Göckler im Vierspänner über den Kleinen Markt zur Alten Porte, der Einfahrt ins Kirchenkastell, gefahren. Auf dem Kutschbock Michael Schmidt.

Horst Schmidt, Heilbronn

Michael war noch Staatsoberhaupt, die Regierung bestand aus einer bürgerlich-kommunistischen Koalition, es gab Reisepässe, wie Folberth berichtete, und er erwähnt, dass der Schriftsteller Erwin Wittstock ihn aufgesucht hatte, um zu fragen, wie man an Reisepässe komme.

Offensichtlich hat aber nach dem erwähnten Abschiedsessen kein anderer außer Folberth unmittelbar an eine Auswanderung gedacht beziehugsweise diese konkret in Angriff genommen. Es wäre interessant zu wissen, wer zum Kreis der Gäste Folberths damals, 1947, gehört hatte. Folberth selbst erwähnt allerdings den Vorfall mit der *Securitate*, den Frau Göckler beschreibt, in seinen Tagebüchern mit keinem Wort.

Möglicherweise hat sich der Vorfall also ganz anders zugetragen. Andreas Kloos, der langjährige Schuldirektor, schreibt dazu in seinen Erinnerungen [handschriftliche Aufzeichnungen von 1985, wiedergegeben im Buch: Mediasch, Wort und Weltverlag 1992] Folgendes:

Exkurs 4 über Autor Kloos

„Ein recht unangenehmer Vorfall sorgte für viel Aufregung in der Schule und in der Stadt. Die Fabrikbesitzerfamilie Karres hatte die Erlaubnis erhalten, das Land zu verlassen. Zur Familie gehörte auch Professor Otto Folberth als Schwiegersohn. Vor seiner Abreise lud er das gesamte Lehrerkollegium der Stephan-Ludwig-Roth-Schule zu einem Abendessen in seine Wohnung ein.

In seinem Haus wohnte aber auch der Chef der Staatssicherheitsbehörde der Stadt.

Kollege Folberth hatte diesem Genossen sein Vorhaben pflichtgemäß angemeldet und die Zusicherung erhalten, es sei in Ordnung, er selbst werde an diesem Abend nicht zu Hause sein. Tatsächlich hatte er am Nachmittag das Haus verlassen, vorher aber eine junge sächsische Frau, mit der er ein Verhältnis hatte, in sein Zimmer geschleust.

Es wurde auch, da man sich unbewacht glaubte, über die politischen Verhältnisse gesprochen, wobei auch unbedachte Äußerungen fielen.

Schon zwei Tage darauf reiste Kollege Folberth mit der Familie ab. Drei Tage später erschienen plötzlich Sicherheitsbeamte in der Schule und forderten den gesamten Lehrkörper auf, sich zur Polizei zu begeben. Das Frauenzimmer hatte gegen uns ausgesagt, wahrscheinlich auch Dinge, die gar nicht stimmten.

Jeder Einzelne von uns wurde immer wieder verhört, und es wurde uns Verschwörung gegen das Regime vorgeworfen. Erst nach drei Tagen wurden wir entlassen, und der Fall wurde dem Gericht übergeben. Es kam nicht zum Prozess, denn man wollte die Zeugin nicht bloßstellen [Kloos muss aber gewusst haben, wer das war, er musste gewusst haben, dass diese Frau sie verraten hatte, er musste gewusst haben, dass diese Frau im Nebenzimmer lauschte], aber wir mussten jeder eine für uns damals große Summe Geld hinterlegen.“

Schriftstellerprozess

Der von seiner Gattin erwähnte dreitägige geheimnisvolle Aufenthalt Göcklers bei der *Securitate* in Hermannstadt muss im Jahre 1959 stattgefunden haben. Hier ging es darum, dass im Zusammenhang mit dem berüchtigten Schriftstellerprozess in Kronstadt (Scherg, Siegmund, Aichelburg, Birkner, Bergel) Göckler als Vorgesetzter des verhafteten Birkner, der zum Zeitpunkt der Verhaftung Pfarrer in Pretai war, zur *Securitate* zitiert wurde. Der Prozess und die Hintergründe sind unter anderem in dem viel diskutierten, auch verfilmten Roman „Die roten Handschuhe“ von Eginald Schlattner behandelt worden.

Der von der Gattin Göcklers erwähnte weitere Zwischenfall kann sich aus meiner Erinnerung nur auf Pfarrer Csallner-Durles beziehen, der, gebürtig aus Bistritz und schriftstellerisch tätig, ein Romanmanuskript in den Westen geschmuggelt hatte. Da die *Securitate* auch in Deutschland ihre Informanten hatte, flog dieses auf.

Im Frühjahr 1962 wird bei Göckler Speiseröhrenkrebs diagnostiziert. Nach erfolgloser Operation in Klausenburg stirbt er qualvoll im Kreise seiner Familie im Dezember 1962 in Mediasch. Er wird unter großer Anteilnahme der Mediascher Bevölkerung, der evangelischen Sachsen des Mediascher Bezirkes, der Würdenträger aller Konfessionen aus Mediasch und hohem Würdenträger der evangelischen Kirchenführung aus Hermannstadt zu Grabe getragen. Bischof Müller, dessen lang-

jähriger „Wegbegleiter“ er war(so Dr. Gerhard Schullerus, der Schwiegersohn Müllers im Geleitwort zu den „Erinnerungen“ Müllers, Seite XVI), hält die Trauerfeier.

Exkurs 5 über Autor Müller

An dieser Stelle fügen wir einen weiteren Exkurs ein, die erwähnten „Erinnerungen 1944-1964“ des Bischofs Friedrich Müller betreffend.
Zunächst das direkte Zitat, weil es auch sprachlich sehr bezeichnend für Bischof Müller ist, und weil die Bemerkungen Müllers in einem merkwürdigen Widerspruch zu den erwähnten Bemerkungen des Dr. Schullerus vom „Wegbegleiter“, vom „wertvollen Mitarbeiter“, ja sogar vom „erfahrenen und aktiven Mitarbeiter“ [gemeint ist jedes Mal Göckler]. Es geht im Text von Müller um die Bespitzelung seiner Person durch enge Mitarbeiter, die als informelle Mitarbeiter der *Securitate* auf ihn angesetzt gewesen sein sollen. Müller präsentiert keine Beweise für seine Behauptung, sondern bezieht sich auf, wie er schreibt, „zuverlässige Information“. Es geht im Detail im Text darum, Johann Groß, den Mann der *Securitate* [Müller spricht immer von „Linksradikalen“] als Stadtpfarrer von Hermannstadt durchzusetzen. Dieses scheiterte. Hier nun der Ausschnitt, Göckler betreffend:
„Dieser Fehlschlag mit Groß hat die *Securitate* veranlasst, als Nachfolger für den abgedankten Bischofsvikar Alfred Herrmann – der bald nach seiner Abdankung durch den Tod ereilt wurde – nach einem Mann mit mehr Gewicht zu suchen. Es gelang ihr in einem Maße, dass man ihre Kunst der Menschenbedrohung bewundern musste, wenn sie damit einen guten Zweck gedient hätte [Anmerkung des Autors: Was ist eine Menschenbedrohung, die einem guten Zweck dient?]. Einen solchen aber verfolgte sie nicht, als sie keinen geringeren als einen meiner besten Mitarbeiter aus den letzten Jahren sich hörig machte. Das war Stadtpfarrer und Dechant Dr. Gustav Göckler. Durch zuverlässige Information [Anmerkung des Autors: Müller nennt die Quelle nicht; das ist zumindest bedenklich] erfuhr ich davon, auch über den Weg, auf dem das gelungen war. Bei Ausnutzung ehelicher Untreue Göcklers hatte man schon früher ein *leichtfertiges Weib* [Hervorhebung und Anmerkung des Autors: eine köstliche Formulierung] zu ihm hingelenkt, um für alle Fälle bei gegebener Gelegenheit ihn durch Androhung sonstiger Kompromittierung bereithalten zu können [Anmerkung des Autors: Müller muss gewusst haben, dass Göckler auch durch seine Einstellung in der NS-Zeit kompromittiert war, er erwähnt das aber in keiner Weise]. Dieses Druckmittels bediente man sich nun, um seine Zusage zu erhalten, dass er seine Wahl als Bischofsvikar annehmen und sich zu Zwecken der *Securitate* zur Verfügung stellen werde [Eine durch nichts belegte Spekulation Müllers. Außerdem: Warum muss Göckler gezwungen werden, eine Wahl anzunehmen?]. Das war nicht die erste Untreue Göcklers aus Geltungssucht und Mangel an Mut zur Kreuzesnachfolge [Anmerkung des Autors: Gott, ich danke dir, dass ich nicht so bin wie die anderen!] … Da geschah das von niemandem Erwartete: Göckler erkrankte im Endstadium eines Magenkrebses [Anmerkung des Autors: Das ist medizinisch falsch, denn es gibt keine Erkrankung direkt ins Endstadium. Außerdem: Er erkrankte an Speiseröhrenkrebs]. … So wurde Göckler *ausgeschaltet* [Hervorhebung und Anmerkung des Autor: ein für einen Bischof völlig unangebrachter Terminus] und ist alsbald gestorben. Auch hier drängt sich den Wissenden der Eindruck einer Fügung auf … [Anmerkung des Autors: die Seiten 196-197 aus den „Erinnerungen“ von Müller].“

Ein Herz und eine Seele

Aus eigenem Ansehen kann ich das Verhältnis Göckler/Müller als gut bezeichnen. Müller erwähnt in der zitierten Suada auch, dass man gemeinsam Urlaub in Wolkendorf im Burzenland machte, und zwar im evangelischen landeskirchlichen Erholungsheim. Wolkendorf war mit seinem schönen Waldschwimmbad ein gern besuchter Ferienort. Ich kann mich gut an die Gespräche der beiden erinnern, sogar solche im Schwimmbecken selbst, da unser Onkel meinen Bruder und mich oft dahin mitgenommen hat. Göckler und Müller waren ein Herz und eine Seele.
Um das Verhältnis der beiden zu begreifen, muss man allerdings weiter in die Vergangenheit gehen. Ich beziehe mich hier auf die Informationen aus dem Artikel des Vereins für siebenbürgische Landeskunde: „Pfarrer Wilhelm Staedel und die Jugendarbeit“ aus 2002 von Dietmar Plajer.

Verfahren gegen Staedel

Im Jahre 1937 gab es ein Disziplinarverfahren gegen den Pfarrer Staedel. Staedel wird mit Amtsverlust für vier Jahre bestraft. 1941 stand die Causa Staedel wieder an. Müller und Göckler saßen da gemeinsam mit anderen vor Gericht. Nun wird Staedel rehabilitiert [merkwürdige Begründung: Das Oberdisziplinargericht hätte das Urteil aus 1937 einer Revision unterzogen, basierend auf einer Verfügung des Landeskonsistoriums] und anschließend zum Bischof gewählt. Die Zeiten hatten sich endgültig geändert, auch und vor allem, was die Rechtssprechung anlangte. Plajer schreibt: „Hier hatte die politische Macht über das Recht gesiegt“. Hier nun liegt aber auch die Erklärung, warum Müller zu der NS-Zeit nicht wirklich etwas sagt in seinen Erinnerungen, auch nicht, wie das Verhältnis zu Göckler damals war. Müller war nicht, und das haben heute Historiker wie Klaus Popa und Dr. Johann Böhm bewiesen, der Widerstandskämpfer (wir brauchen ja nicht gleich wie Popa „Wunschmärtyrer“ zu sagen), zu dem auch die Kommunisten ihn hochgejubelt hatten.
Das Verhältnis Göckler/Müller erfährt eine weitere Klärung durch die Tatsache, dass Göckler 1941 auf der Liste der Bischofswahlen der engeren Wahl in manchen Kirchenbezirken sogar noch vor Staedel und noch vor Müller, vor allem, stand [Erinnerungen, Fortsetzung 5 von Dr. W. Wagner, Stadtpfarrer in Schäßburg und ebenfalls Kandidat, aus den *Schäß-*

burger Nachrichten aus dem Juni 2010]. Wagner führt das – und das ist das Interessante an seinen Ausführungen – darauf zurück, dass die Schäßburger den weniger radikalen Bischof wollten. Das steht nun im krassen Widerspruch zu den Bemerkungen über Göckler von Pauer und von Wien, aus denen man herauslesen kann, dass Göckler in seinem Nazi-Denken nur noch von Staedel übertroffen worden sei [siehe weiter oben, Exkurse 1 und 2]. Andererseits kann der Wahlausgang von 1941 auch so gedeutet werden, dass Göckler zugunsten von Staedel verzichtet habe. Tatsache ist, dass Göcklers Engagement in der NS-Zeit ihm danach im Kommunismus geschadet hat, auch wenn Müller diese NS-Vergangenheit in seinen Erinnerungen verschweigt.

Göckler wieder Kandidat

Nun gab es aber auch die Wahl 1945, aus der Müller als Sieger hervorgegangen war. Auch bei dieser Wahl, und das ist das Überraschende, war Göckler ein weiterer Kandidat gewesen. Aber was war das nun für eine Wahl vor den Augen und Ohren der Kommunisten, der Vorgängerorganisationen von *Securitate* und des KGB? Sicher ist, dass Müller auch die Wahl dieser Institutionen war, Göckler eben nicht. Er war erpressbarer als Müller. Er war aus der verdrehten Logik von Geheimdiensten heraus wertvoller, wenn er nicht Bischof wurde.

Im Zusammenhang mit den sehr unterschiedlichen Darstellungen des Verhältnisses Göckler/Müller und den verschiedenen Ansichten darüber sei hier auch noch aufgezeigt, wie verschiedenartig das Verhältnis von Göckler zu Helmut Wolff war. Aus meiner persönlichen Erinnerung sollen die beiden sich wegen eines Darlehens, das Wolff Göckler gewährt hatte, überworfen haben. Laut den diversen Darstellungen in der weiter unten stehenden Literatur (insbesondere zu der Bischofswahl 1941) soll das anders gewesen sein. Nur so ist zu erklären, dass der Einpeitscher Wolff, der wohl die Wahlmänner zu Gunsten Staedels „umgedreht“ haben soll, auch Göckler zu Gunsten Staedels umgestimmt habe.

Insbesondere die Ausführungen Wiens werfen ein ganz anders Licht auf die Beziehung Müller/Göckler, als dieses aus den Aufzeichnungen Müllers zu entnehmen ist. Wie aus der erbitterten Gegnerschaft von 1941 bis 1944 eine enge Zusammenarbeit geworden ist, bleibt offen. Die Ressentiments Müllers gegenüber Göckler blieben aber, wie man bei Müller lesen kann, bestehen. Was Müller trotzdem bewog, eng mit Göckler bis zu dessen Tod 1962 zusammenzuarbeiten, dass kann uns vielleicht die Akte Göcklers bei der CNSAS, dem Archiv der *Securitate* in Bukarest, sagen. Eigentlich gibt es da nur eine Erklärung: Müller *musste* mit Göckler zusammenarbeiten.

Die Zusammenarbeit von Pfarrern und vor allem der Dechanten mit der *Securitate* war, wie Wien schreibt, „ein offenes Geheimnis“. Der Autor dieser Zeilen hat selbst erlebt, dass noch bis in die heutige Zeit unter ehemaligen sächsischen Funktionsträgern, die noch in Siebenbürgen weilen, die Meinung herrscht: *„äng noch biesser et senn easer Legt“* (immer noch besser, es sind unsere Leute), wenn es um einen IM der *Securitate* geht.

Göckler war, da belastet, von 1945 bis 1954 nicht im Landeskonsistorium vertreten. Als erstaunlich bezeichnet es Wien, dass Göckler dann 1954 anstandslos in das Landeskonsistorium gewählt wurde. Warum wohl?

Exkurs 6: Das Schicksal der Deutschen in Rumänien, dtv

Ein eigenartiges Licht wirft der Bericht der Lehrerin Mathilde Maurer aus Sankt Georgen, Nösnerland (Nordsiebenbürgen) vom 22. Mai 1956 auf Göckler. Sie gehörte zu den, wie sie schreibt, „Daheimgebliebenen“, also zu denjenigen, die nicht die „Flucht“ nach Österreich ergriffen hatten. Lesen wir, was sie auf den Seite 351 und 352 schreibt:

„Ich selber habe auch in der Osterwoche 1946 mit noch einigen anderen Frauen in der Umgebung von Hermannstadt und Mediasch von Haus zu Haus gebettelt [Frage des Autors: Gibt es andere Berichte, dass es diese Bettelei wirklich gegeben hat?]. Ich habe es nicht gerne getan, aber ohne mich trauten sich die anderen Frauen nicht zu dem ungewöhnlichen Tun. Mir war es besonders unangenehm [Bemerkung des Autors: eitle Behauptung, nach dem Motto „ich nicht, aber die andern“], weil doch die meisten Pfarrer dieser Gegend mich oder meine Familie kannten [die Dame war also bekannt, wo war da der Gemeinschaftssinn der Sachsen?]; und ohne Erlaubnis des Gemeindepfarrers wollte ich nicht sammeln gehen. Im Pfarrhaus zu Mediasch erlebte ich wohl die größte Demütigung meines Lebens [na, so schlimm wird es wohl nicht gewesen sein]. Der dortige Stadtpfarrer war mein ehemaliger Professor [also tatsächlich Göckler, der ja Gymnasialprofessor in Bistritz gewesen war]. Er rügte mich mit furchtbaren Worten und sprach mich mit Du an und stellte unsere ganze Situation so hin, als ob wir nicht arbeiten wollten. Meine Entgegnungen auf alle Beleidigungen, denn etwas anderes war die Rüge nicht, blieben mir im Halse stecken. Ein Stadtpfarrer erkannte unsere Lage nicht und wollte uns nicht verstehen. Seine Schwägerin [der Autor weiß, wer das war], eine Schulfreundin von mir, rettete mich aus dieser schrecklich peinvollen Lage.“ [Wie jetzt: Der Stadtpfarrer hat mit offenen Armen alle Familienmitglieder, die sich an in wandten, aufgenommen, das Haus war voll mit 16 Personen, er hatte einen Jungen aus einer armen Familie quasi an Kindesstatt angenommen, und jetzt wird jemand, der „bettelt“, also um einen Almosen bittet, abgewiesen? Sehr unglaubwürdig, dieser Bericht.]

Meine persönlichen Betrachtungen zu Dr. Gustav Göckler

Diese Schrift soll weder eine Rehabilitierung von Gustav Göckler sein noch eine Anprangerung. Ich habe bloß zusammengeführt, was in vielen, in teilweise nicht für alle zugänglichen Quellen drin steht. Ergänzt habe ich es mit kritischen Bemerkungen zu den Quellen aus einer ganz persönlichen Sicht und mit den

Erfahrungen des Zusammenlebens mit Göckler über 18 Jahre.
Die Zeit, die politischen Mächte und das Schicksal und, wer will, der liebe Gott wollten es, dass ich in eine Familie mit schwierigen interfamiliären Beziehungen, um es einmal so auszudrücken, hineingeboren worden bin.
Die Familien meiner Eltern sind weit vor meiner Geburt auf eigenartige Weise miteinander in Verbindung gewesen. 1925 wurde der Nachfolger meines damals verstorbenen Großvaters im Amt des Bistritzer Stadtpfarrers mein nachmaliger Großonkel (der Bruder meiner späteren Großmutter väterlicherseits), Dr. Carl Molitoris (1887-1972), ein Mann der damals schon vom neuen (Un-)Geist der dreißiger Jahre durchdrungen war, wie ja auch, heute wissen wir es, Göckler. Prof. Dr. Gustav Kisch schrieb damals an den Schwiegervater von Molitoris, Carl Römer, der 1925 wiederum Stadtpfarrer in Mediasch war (der „Hontertstreochrömer", wie ich zu nennen pflege, der Dichter des Liedes „Bäm Hontertstreoch"), einen Brief, in dem er indirekt meinen gerade verstorbenen Großvater Hofstädter diffamierte. Er lobte Molitoris, indem er schrieb, Bistritz brauche „... einen Mann, der nicht nur die Eigenschaften eines Stadtpredigers hat ... sondern der ein Volksführer im besten Sinne ... man will dort einen Mann, der befehlen kann, keinen Leisetreter und Duckmäuser." Und Kisch schließt mit den Worten: „Nach allen Informationen erfüllt dein Eidam [der Schwiegersohn] diese Bedingung".
Was immer Kisch bewogen hatte, diese Sätze Hofstädter ins Grab sozusagen hinterherzuwerfen, sie ehren Kisch nicht. Hofstädter starb an den Folgen eines Schlaganfalls. In meiner Familie wurde immer erzählt, der Schlaganfall hätte ihn auf einer Versammlung ereilt, wo er die erhitzten Gemüter derjenigen beruhigen sollte, die sich im Streit um die Finanzen der Kirche und der Schule in die Haare geraten waren. Die wohlhabenden Bistritzer Bürger, allen voran der Apotheker Zintz, waren nicht bereit gewesen, ein Scherflein mehr zu den Finanzen beizutragen. Diese finanzielle Misere war eingetreten durch den Wegfall der staatlichen Unterstützung, die jetzt aus Bukarest kommen sollte (bis 1918 aus Budapest) und nicht kam. Es drohte die Schließung des zehn Jahre vorher auf Druck der ungarischen Behörden mit hohem Einsatz der Bürger erbauten und eröffneten Gymnasiums.
Der Bistritzer Streit war auch der Beginn der Streitigkeiten unter den Siebenbürger Sachsen in einem nie gekannten Ausmaß zwischen den Gruppen um Fabritius und den Anhängern der DVR.

Gustav Göckler als Teilnehmer an einer Kuratorenschulung in Großkopisch vom 6. bis 8. Februar 1939 *Wilfried Römer, Augsburg*

Jeweils von links nach rechts sind dies: in der vorderen Reihe die Pfarrer Friedrich Kartmann aus Großkopisch, Franz Otto Paul (Bussd), Hans Klein (Almen) und Ludwig Binder (Durles). In der zweiten Reihe Kurator Johann Mordt und Pfarrer Andreas Herberth (Reichesdorf), Pfarrer Dr. Gustav Göckler (Birthälm), Pfarrer Hans Scherer (Pretai), Pfarrer Oskat Thomke (Tobsdorf), N.N., in der dritten Reihe die Kuratoren Daniel Ungar (Durles), N.N., Johann Umbrich (Belleschdorf), Hans Gierscher (Tobsdorf), Johann Faber (Großkopisch), Michael Dengel (Bussd); N.N., N.N., Michael Schuster (Abtsdorf bei Agnetheln), in der vierten Reihe ist nur Kurator Michael Rottmann (Meschen), Zweiter von links, und in der hinteren ebenfalls nur Pfarrer Erich Waldemar Lingner (Meschen), vierter von links, uns bekannt.

Bezeichnender Vorfall

Bezeichnend für die wirtschaftliche Situation der Siebenbürger Sachsen ist der Vorfall, den Pfarrer Helmut Klima in seinen Erinnerungen beschreibt, ein Fall, der damals großes Aufsehen erregt hat. Es ging um die wirtschaftliche Situation der Gemeinden als Träger der Schulen. Klima schreibt unter dem Datum 24. August 1933, also acht Jahre nach dem Bistritzer Streit, was zeigt, dass die Situation immer noch nicht besser war – 1933 gegen 1925:
„Am 24. August stirbt 27-jährig Lehrer Ernst Steiger aus Pruden, da er wegen Gehaltsrückständen ... nicht zeitgerecht sich operieren lassen konnte ... Sein Tod ist eine Anklage gegen seine Gemeinde, der er acht Jahre redlich gedient hat."
Die so genannte Bewegung, also die nationalsozialistische Ausrichtung der Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen, begann ja als die Selbsthilfe des Rittmeisters a. D. Fabritius und fiel wegen der genannten wirtschaftlichen Situation auf fruchtbaren Boden. Die Selbsthilfe war auch eine Sache, die dem Denken der Siebenbürger Sachsen durchaus entsprach: „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott". Bezeichnend ist, was wieder Klima

über die faschistische Bewegung der Rumänen schreibt, die er verurteilt und weit weg schiebt von der Bewegung der Siebenbürger Sachsen.
Klima schreibt unter dem Datum 28. November 1938: „Weit ist die Verhetzung der studentischen Jugend durch rechtsradikale Kreise entwickelt. Wir erfahren dass der Universitätsrektor, der Philosoph Stefanescu-Goangă … auf offener Straße … niedergeknallt worden ist. Die Täter sollen Leute der *Garda de Fier* sein [der rumänischen, faschistischen Eisernen Garde, Anmerkung des Autors – zur Richtigstellung; Ștefănescu-Goangă war Psychologe, nicht Philosoph, da irrt Klima. Und: Goangă starb übrigens nicht bei dem Attentat, wie Klima meint.]“
Göckler wurde 1941 Stadtpfarrer in Mediasch. Nun musste er sich an Carl Römer messen lassen, mit dem meine Familie ab 1943 (Hochzeit meiner Eltern) verschwägert war, bzw. mit seinen Nachkommen. Staedel sagte bei der Präsentationsrede für Göckler über Römer, dass dieser bis zuletzt „… mit der Herzkraft des dichterischen Gemütes in feinfühliger, treuer und lauterer Art sein Amt geführt (habe), … bis zuletzt aufrechten Ganges und frischen Geistes. Nun umfängt ihn nach langen Mühen die Stille des Feierabends, schon dämmern dessen Schatten leise herauf – mag er denn des Gotteslichtes gewiss und froh sein, das bleibt, auch wenn es um uns einsam und dunkel wird!“ Geheimnisvoller, schwermütiger Abgesang auf fast 30 Amtsjahre Römers! Welche Schatten dämmern da herauf? Wann wird es um uns einsam und dunkel und warum?

Bistritzer nach Mediasch

Göckler war der Schwager meiner Mutter. In schweren Zeiten für die Familie Hofstädter, nach dem plötzlichen Tode des Stadtpfarrers Hofstädter, heiratete er 1925 die Schwester meiner Mutter.
Die Ehe blieb kinderlos. 1941 kam er als Stadtpfarrer nach Mediasch und zog nach 1944 (dem Jahr der „Flucht“ der Bistritzer Sachsen zunächst nach Österreich und dann nach Deutschland) nach und nach eine kleine Bistritzer Gemeinschaft nach Mediasch, u. a. eben seine Schwiegermutter (meine Großmutter), dann seine Schwägerin (die Witwe seines Bruders) mit zwei Kindern, dann auch meine Mutter mit mir und meinen beiden Geschwistern und zeitweise auch eine weitere Schwägerin mit drei Kindern.

Wundervolle Kindheit

Wir haben hier mit Göckler als Familienoberhaupt in dieser Großfamilie eine wundervolle Kindheit gehabt. Man hat uns, die Erwachsenen haben uns die Dinge, die im Hintergrund passierten und die hier beschrieben werden, verheimlichen können.
Wir haben nichts von Göcklers Vorkriegsvergangenheit gewusst, nichts von *Securitate* und solchen Dingen. Göckler war ein liebender und fürsorglicher Onkel, Ehegatte, Schwiegersohn und Schwager. Seine deutschnationalen Aufwallungen beim Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 (wir verfolgten das Match im Radio von der „Deutschen Welle“ und tranken nachher Mediascher Wein aus so genannten „Römern“) und seine Begeisterung für Wagneropern (eine Übertragungen der „Deutschen Welle“ aus Bayreuth des Tannhäuser ist mir besonders in Erinnerung), diese deutschnationalen Gefühle hatten ja fast alle, und sie fielen nicht besonders auf. Aber Göckler war auch ein begeisterter Kinogänger. Sogar Filme wie „Ivan der Schreckliche“, des berühmten Eisenstein, wie bekannt, ein Russe, konnten ihn begeistern.
Göckler war ein lebenslustiger Mensch, der Gesellschaft liebte und keineswegs ein sinnesfeindlicher, pietistischer Pastor, eher ein lutherischer Mensch, der auch derbe Späße mochte.
Die Dienstwohnung Göcklers war in den Jahren 1944 bis 1962 das „Haus ohne Hüter“ Bölls, jedenfalls habe ich mich in Bölls Buch wieder gefunden, auch wenn bei Böll gar kein erwachsener männlicher Bewohner in seinem Haus wohnte.
Aber unser „Gustionkel“ war eben unser aller „Herr Vueter“, allerdings nie unser Vater, da hat er sich klugerWeise pädagogisch herauszuhalten gewusst.
Diese Erfahrung, das Leben in einer Großfamilie, hochgeistige Gespräche mit „prominenten“ Sachsen zu Tisch (neben den vielen Amtsbrüdern Göcklers Bischof Müller, dann zum Beispiel Helmut Plattner, der Musiker, Erwin Wittstock, der Schriftsteller und viele mehr), an denen wir sogar schon als halbe Kinder teilnehmen durften; das Zusammensein mit den vielen anderen Bewohnern des Pfarrhofes (darunter mindestens 20 Kinder), all dieses hat mich geprägt, und ich möchte es nicht missen.
Auch wenn vermutlich immer eine dunkle Wolke über allem geschwebt hat, deren Kondensationskerne die NS-Vergangenheit und die allgegenwärtige kommunistische Bedrohung waren, vielleicht auch die verschiedenen Gerüchte, die sich in der Kirchengemeinde über Göckler festgesetzt hatten. Seit 50 Jahren musste ich damit umgehen, dass „Wissende“ immer dann, wenn ich mich als Neffe Göcklers vorstelle, bedeutungsvoll mit dem Kopf schütteln oder mitleidsvoll lächeln. Die Durchsicht der Quellen und die Niederschrift dieses Nachrufes waren ein schmerzhafter Prozess mit einem ungeheuer erleichternden Ende. Heute weiß ich mehr als die erwähnten Besserwisser und stelle mich gerne der Diskussion.

Post scriptum

von Lutz Friedrich Connert

Leider ist mir erst kürzlich das schon 1997 erschienene Tagebuch von Bischof D. Dr. Viktor Glondys in die Hände gefallen, dem Bischof der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien von 1932 bis 1941.
Mehrfach und in verschiedenen Zusammenhängen erwähnt Glondys Göckler in diesem Tagebuch. Die Tagebucheinträge bringen keine wirklich neuen Erkenntnisse, außer vielleicht der letzte Eintrag zu Göckler, sie unterstreichen aber das, was mir bisher über Göckler vorlag.
Eintrag vom 31. März 1939:
Hier berichtet Glondys von der Bitte eines Pfarrers, er möge in einem Streit

zweier Gruppen von Pfarrherren eingreifen, die Befürworter bzw. Gegner des Nationalsozialismus sind. Zu den Befürwortern gehörte u. a. Göckler und Hans Scheerer (nachmaliger Mediascher Stadtpfarrer 9, zu den Gegnern Göcklers damaliger und auch späterer intimer Freund, Pfarrer Hans Connerth).

Eintrag vom 2. Dez. 1940:

Hier geht es um das bekannte Disziplinarverfahren gegen Pfarrer Staedel, ab 1941 Bischof. In diesem Verfahren soll Göckler auf Freispruch beharrt haben, gegen den Mehrheitswillen und gegen den Angeklagten selbst, der sich schuldig bekannt habe.

Eintrag vom 11. Dez. 1940:

Hier geht es um eine Einberufung des Landeskonsistoriums, zwecks Absetzung von Glondys. Göckler wird zusammen mit Stadtpfarrer Carl Römer als Mitglieder der NS-Fraktion des Landeskonsistoriums dargestellt, die die Einberufung des Konsistoriums fordern

Eintrag vom 29. April 1945:

Hier steht, dass Müller am 28. April zum Bischof gewählt wurde (nachdem Glondys einige Monate nach der Absetzung von Staedel die bischöflichen Amtsgeschäfte geführt hatte), gegen Glondys selbst, und dass Göckler *nicht* ins Landeskonsistorium gewählt worden sei, „obwohl sich für diesen die Kommunisten eingesetzt hatten", so Glondys wörtlich.

Dazu muss man wissen, dass Göckler selbst mehrfach, nämlich 1941, 1944 und auch 1945 für das Bischofsamt kandidiert hatte und 1944 und 1945 *wegen* den Kommunisten nicht ins Amt kam. Das wurde zumindest so kolportiert.

Vor dem von Glondys soeben Gesagten (siehe Zitat weiter oben) muss man sich fragen, was hier eigentlich vorgegangen ist. Göckler ist ja, wie ich das dargestellt habe, erst viel später wieder ins Konsistorium gewählt worden, nämlich 1954. War Göckler nun schon seit 1945 oder erst ab seiner Wiederwahl 1954 der Mann der Kommunisten? Ab wann wurde er von der *Securitate* erpresst? Oder war es schon nach dem Vorfall in Zusammenhang mit der erwähnten Ausreise Otto Folberths? Wir wissen es nicht – leider.

Literatur

Erinnerungen 1944-1964 von Bischof Friedrich Müller, Geleitwort Gerhard Schullerus, Einleitung Ulrich Andreas Wien, bearbeitet von Hannelore Baier, Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens Band 17, Böhlau Verlag Köln Weimar Wien 1995

Friedrich Müller-Langenthal, Leben im Dienst der evangelischen Kirche in Rumänien im 20. Jahrhundert von Ulrich Andreas Wien, Monumenta Verlag, Hermannstadt 2002

„Entjudung" und Nationalsozialismus als Ziel des Religionsunterrichts von Ulrich A. Wien, aus der Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 30 aus 2007, Seite 65 bis 77

Pfarrer Staedel und die Jugendarbeit von Dietmar Plajer, aus der Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 25 aus 2002, Heft 1, Seite 6 bis 29

Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasium in Mediasch unter dem Einfluss der NS-Ideologie (1940-1944) von Hans Gerhard Pauer im *Mediascher Infoblatt* Nr. 19 vom Juni 2010, Seite 37 bis 44, und in dem Sammelband Stephan Ludwig Roth Gymnasium, Geschichtliche Fragmente, Hg. Helmut Julius Knall, Band 1, Mediasch 2004, Seite 170-201

Schäßburger Nachrichten, Juni 2010, Folge 33, Jahrgang 17

Tagebücher von Otto Folberth bei www.siebenbuergen-institut.de

Handschriftliche Aufzeichnungen von Gertrude Göckler, Privatarchiv Lutz Friedrich Connert

Familienchronik Molitoris, herausgegeben von Hans-Konrad Molitoris, Hattingen, August 1998

Entzerrung der Verzerrung: der Wunschmärtyrer Friedrich Müller-Langenthal von Klaus Popa, in Kritische Blätter zur Geschichtsforschung und Ideologie, 2003, aus www.zinnenwarte.de

Bischofsvikar Friedrich Müller als Widerständler, aus www.halbjahresschrift.homepage. Auszug aus dem Buch „Die Gleichschaltung der deutschen Volksgruppe in Rumänien und das Dritte Reich 1941-1945 von Dr. Johann Böhm

Amtseinführung des neuen Mediascher Stadtpfarrers Dr. Gustav Göckler, ein Sonderdruck der „Kirchlichen Blätter" 1941

Das Schicksal der Deutschen in Rumänien, dtv Reprint, Band III, Mai 1984, Nachdruck der Ausgabe von 1957

Wetterleuchten über Siebenbürgen von Thomas Frühm, München 1958, Verlag des süddeutschen Kulturwerkes

Mediasch, die siebenbürgisch-sächsische Stadt an der großen Kokel, herausgegeben von Dieter Folberth, Paul Rampelt, Otto Deppner, Wort und Welt Verlag 1992

Aus den Tagebüchern eines siebenbürgischen Studenten aus den Jahren 1930-1945 von Pfarrer Hellmut Klima, Hrsg. Samuel Liebhart, 1999, Saarbrücken

Abschied von Dora Abalaşei, geb. Caspari

von Gerda Caspari

Nach längerer Krankheit verstarb am 9. März 2012 Dora Abalaşei, geb. Caspari. In ihr verliert das *Mediascher Infoblatt* nicht nur eine treue Leserin, sondern auch eine Autorin, die uns wiederholt ihre Erinnerungen zur Verfügung gestellt hat. Mit ihren Artikeln und Gedichten hat sie den Lesern des *Infoblattes* und der *Siebenbürgischen Zeitung* oft Freude gemacht und sicher auch manches Schmunzeln entlockt. Indem wir die Erinnerungen von Gerda Caspari an ihre Schwester abdrucken, gedenken wir nicht nur eines Menschen, der in unserer Gemeinschaft eine wichtige Rolle innehatte; es entsteht so auch das typische Lebensbild einer siebenbürgischen Familie im Kommen und Gehen des bewegten 20. Jahrhunderts. *red*

Dora war die älteste von drei Töchtern des Ingenieurs Hans Caspari und seiner Frau Henriette, geb. Schneider. Die Familie gehörte zu den alteingesessenen Mediaschern, deren väterlicher Stammbaum bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückverfolgt werden kann. Bei der Geburt am 19. März 1926 war Dora bloß so groß „wie eine Halbliterflasche", wie unser Vater in späteren Jahren immer ein wenig spöttisch behauptete.

Das Elternhaus gab uns Kindern schon früh allerlei mit fürs Leben. Das heitere Wesen unserer Mutter, ihr wunderschönes Klavierspiel, ihre Stimme dazu, wenn sie uns Schubertlieder vorsang, weckte in uns die Liebe zur Musik. In späteren Jahren, wenn bei uns richtig Hausmusik gepflegt wurde, griff auch unser Vater gern zu seiner Flöte, die er ganz gut beherrschte. Seine Hobbys waren jedoch mehr technischer Art. So stellte er das erste selbstgebastelte Radio in Mediasch her. Oft kamen in unserer frühen Kindheit Nachbarn zu uns,

um Nachrichten aus aller Welt zu erfahren. Gern las uns Vater, als wir das noch nicht konnten, Wilhelm Busch-Geschichten vor, die zu jener Zeit in vielen Familien beliebt waren. So konnten wir bald „Die fromme Helene“, „Plüsch und Plumm“, die Geschichten von Knopp und dem Julchen, die vom Dichter Balduin Bählamm und viele andere auswendig. Buschs Zeichnungen und Vaters Bemerkungen dazu weckten unsere Heiterkeit und brachten damit auch viel Humor in unser Leben. Dazu die vielen, späten Abende, an denen unser Großvater, Senator Johann Caspari, uns aus den Betten holte, um uns durchs Fernrohr den Mond, den Saturn mit seinem Ring oder den Jupiter mit seinen Monden betrachten zu lassen und seinen Erklärungen zu folgen. Später pflegte unser Vater dieses Hobby weiter.

Ferien im Weißbuchholz

Schön waren auch die Ferienmonate, die wir im Sommer auf unserem Grundstück im Weißbuchholz verlebten. Beim Pilze sammeln, beim Beobachten von Rehen, Hasen und verschiedenen Vogelarten, beim Schaukeln auf unserer „Großen Schaukel“ schlugen unsere Kinderherzen höher. Immer durften auch Freundinnen abwechselnd zu Besuch dabei sein. Doras Liebe zur Natur wurde sicher in dieser Zeit geweckt und geprägt.

1933 bis 1937 besuchte sie die Volksschule, zwischen 1937 und 1941 das Mädchengymnasium in Mediasch. Sie lernte leicht, war fleißig, ehrgeizig und immer Klassenbeste. 1941 zog sie für drei Jahre nach Hermannstadt in die damals neu eröffnete Sekretärinnenschule. Die Fächer dort waren nicht so sehr ihr Fall. Viel lieber hätte sie studiert, was aber in jener Zeit, mitten im Zweiten Weltkrieg, leider nicht möglich war. 1943 und 1944 war sie in der Jugendarbeit tätig.

Der 15. Januar 1945 war sicher der schwärzeste Tag in ihrem bis dahin so unbeschwertem Leben. Erst ins Sammellager im Haus des Gewerbevereins in der Rothgasse und von dort am 17. Januar der Abtransport in Viehwaggons, zusammen mit vie-

Dora Abalaşei, geb. Caspari

len sächsischen Frauen und Männern nach Konstantinowka in die Sowjetunion. Es folgten dreieinhalb entbehrungsreiche, schlimme Jahre, bei schwerster körperlicher Belastung. In einem metallurgischen Werk musste sie Hochöfen beschicken, die schwere Schlacke entfernen, bei Eiseskälte an Bahngleisen arbeiten, im Sommer, bei unerträglicher Hitze ging es in den Kolchos zur Feldarbeit oder auf die Hühnerfarm. Manche ihrer guten Bekannten haben diese Zeit nicht überlebt. Aber die unter diesen Bedingungen entstandenen Freundschaften hielten ein Leben lang.

Bürgerliche Welt verschwunden

Im Sommer 1948 kehrte sie aus Russland heim. Die bürgerliche Welt und die Geborgenheit von Kindheit und Jugend waren verschwunden. Die Enteignung hatte auch ihre Familie getroffen. Es gelang ihr, in der Textilfabrik „Irti“ unterzukommen, wo sie schließlich in die Buchhaltung aufstieg. Hier lernte sie ihren Mann Ioan Abalaşei kennen. Er stammte aus der Moldau, und seine Familie war durch die Kriegswirren in Mediasch gelandet. Die Führungsposition in der Fabrik, die er sich durch seine Intelligenz und seinen Fleiß erarbeitet hatte, behielt er bis zu seiner Verrentung bei.

Sie heirateten 1952 und hatten zwei Töchter, Margrit und Carmen. Dora war eine liebevolle Mutter und ganz stolz auf ihre zwei hübschen Mädelchen. So lang die Kinder klein waren, blieb sie daheim. Sie kaufte sich eine Strickmaschine und strickte Pullis und Strumpfhosen, um auch etwas zu verdienen. Als die Mädels in der 1. bzw. 4. Klasse waren, ging Dora wieder arbeiten, und unsere Mutter, die Oma, half im Haushalt mit. In dieser Zeit schon hatte Dora starke Rückenbeschwerden als Folge der harten Arbeit in Russland.

Der Schmerz wurde ihr ständiger Begleiter. Deshalb wurde sie in Klausenburg an der Wirbelsäule operiert. Nach einiger Zeit war auch ein zweiter Eingriff nötig. Im Alter von 42 Jahren ging sie daher in Krankenrente. Ein Lichtblick in dieser Zeit war für sie die Übersiedlung in das von unserer Tante Josefine Caspari geerbte Haus mit dem großen Garten in der Äußeren Forkeschgasse. Hier pflanzte Dora nun alle Arten von Blumen an. Im Frühjahr waren die Märzbecher und Tulpen wunderschön, später folgten Rosen, und bis zum Spätherbst hatte sie Astern und Dahlien. Die Idee, daraus auch Geld zu machen, erwies sich als glücksbringend. Nach einiger Zeit stand auch bei ihnen ein Auto im Hof, zu dessen Erwerb sie tüchtig beigetragen hatte.

Ihr Haus war ein lustiges Nest, in dem sich die nun fast erwachsenen Mädels mit ihren Freundinnen und Freunden wohl fühlten. Auch Dora und Nelu hatten hier und da Gäste, die sie schon in jener Zeit mit eigenen Gedichten überraschte. Im Winter, wenn im Garten Ruhe herrschte, beschäftigte sie sich häufig mit Literatur. Sie las unheimlich viel, bevorzugte Klassik und geschichtliche Werke, aber vor allem Lyrik aus verschiedenen Epochen. Immer wieder verfasste sie zu verschiedenen Anlässen auch selbst Gedichte.

Töchter werden flügge

Allmählich wurden die Töchter flügge. Als erste verließ Margrit das Elternhaus, um in Temeschburg zu studieren. Bald darauf heiratete sie ihren Franz, und 1978 kam Ava, das Enkelchen, zur Welt. Das Haus in der Forkeschgasse war eine Zeit lang auch für sie Heim und Abenteuerspielplatz. Dann verließ auch Car-

men das Elternhaus und kehrte als Studentin nur in den Ferien heim.
Die Ausreisewelle erfasste bald auch Doras Familie. 1982 und 1983 gelang es ihren beiden Töchtern und Franz, mit Eckhardts Hilfe, Carmens späteren Mann, den Eisernen Vorhang zu überwinden und nach Deutschland auszureisen. Das war eine aufregende Zeit für Dora und Nelu, und die zurückgelassene Enkeltochter sicher ein Trost für beide.
1984 durfte auch Ava ausreisen, und in dem großen Haus wurde es nun sehr still. Doras Mann war schon schwer krank. Nach einiger Zeit entschlossen sie sich, auch um die Ausreise anzusuchen. Nun musste sie den großen Haushalt auflösen, in dem sich alles angesammelt hatte, was drei Generationen vor ihr und ihre „Flüchtlinge" zurückgelassen hatten, bis sie 1986 ihren Kindern nach Augsburg folgten. Sie freuten sich sehr, wieder mit der ganzen Familie zusammenzusein und vor allem auch über ihr zweites Enkelehen, Marina. Leider starb Nelu schon vier Monate später.

Neuer Lebensabschnitt

Nun begann für Dora ein ganz neuer Lebensabschnitt. Sie bezog eine Wohnung in Augsburg und musste sich ans Alleinsein gewöhnen. Dabei war das Fahrrad ihr bester Kamerad. Sie erkundete damit die nähere und weitere Umgebung Augsburgs und lernte auf diese Art Land und Leute ihrer neuen Heimat kennen. Ihre längste Radltour führte sie bis zur Nordsee und die schwierigste aus der Schweiz über das Inntal bis nach Passau. Sie wollte ein selbstbestimmtes, unabhängiges Leben führen, und ihr Mut und ihr fester Wille halfen ihr dabei. Wenn die Kinder sie aber brauchten, war sie immer gern bereit zu helfen.
Bald fand sie auch einen netten Freundeskreis von Siebenbürger Sachsen, sang auch im Chor mit, und beim Schwimmen lernte sie liebe Freundinnen kennen. Später hatte sie das Glück, Richard Klusch zu begegnen. Er förderte sie musikalisch und unterstützte sie literarisch. Gemeinsam erstellten sie CD-Aufnahmen mit Doras Texten und seinen Musikinterpretationen. Jetzt konnte sie auch reisen, und nützte das voll aus. Sie besuchte ihre Jugendfreundin, Traudi in Amerika und fuhr mit Dita nach Paris. Die meisten Gruppenreisen unternahm sie aber zusammen mit mir oder auch mit unserer jüngsten Schwester und unserem Schwager. Immer aber sehnte sie sich nach der alten Heimat. Am glücklichsten war sie bei Mediascher Treffen, sei es in Kufstein oder Mediasch, wo sie viele ihrer guten Bekannten traf. Gern organisierte sie auch kleine oder größere, stets sehr gelungene Russlandtreffen, wo sie immer auch eigene Gedichte vorlas. Zu ihrer großen Freude kamen 1995 und 1997 noch zwei Enkel zur Welt. Endlich waren nun auch Jungs in ihrer Familie.
Im Jahr 2004 siedelte sie nach Bruchsal um. Die Kinder schenkten ihr einen Computer, und nun konnte sie ihre Reiseberichte verfassen und freute sich dabei ein zweites Mal über ihre Radtouren. Auch ihre Artikel und Gedichte konnte sie jetzt ordentlich tippen.
Das schönste Fest ihres Lebens richteten ihre Kinder ihr zu ihrem 80. Geburtstag aus. Im herrlichen Rahmen des Bruchsaler Schlosses hatte sie alle ihre Lieben und gute Bekannte um sich und wurde mit Reden, Gedichten und viel Musik gefeiert. Kurz vorher war sie im Hallenbad von Bruchsal zusammen mit ihrem Enkel Carsten noch per Kopf ins Wasser gesprungen. Sie war 80, und er war acht Jahre alt.
Unsere letzte Fahrt nach Mediasch, diesmal per Schlafwagen, unternahmen wir drei Schwestern vor nicht ganz zwei Jahren. Ich fragte mich damals, was wir mit über achtzig Jahren noch in unserer Heimatstadt Mediasch suchten, die heute doch so anders ist als früher? Zu dritt fanden wir die Antwort: Wir suchten unsere schöne, geborgene Kindheit, die in unseren gemeinsamen Erinnerungen wieder auferstand. Zu Doras Ableben aber passen die Worte ihres Lieblingsdichters Rabindranath Tagore:

„Nicht mit Trauer um das Vergangene, sondern mit Freude und Dankbarkeit für das Gewesene."

Fritz Feder (1923 bis 2012)

Am 31. Januar dieses Jahres verstarb in Speyer der aus einer alteingesessenen Mediascher Familie stammende Publizist Fritz Feder. Das *Mediascher Infoblatt* gedenkt seiner mit einem Text, den der Sohn Dr. Hans Feder zum 70. Geburtstag für die damals in einmaliger Sonderausgabe erschienene *Pfälzisch-Siebenbürgischen Rundschau* verfasst hat. *red*

Römerberg, Speyer, 1993. Zahlreiche Gäste aus dem Familien-, Freundes- und Kollegenkreis waren ins *Hotel Morgenstern* gekommen, um dem Jubilar Fritz Feder zu seinem 70. Geburtstag zu gratulieren. „Ich bin älter geworden ..." – so hatte er in der Einladung zum Frühschoppen geschrieben. Auf die 70 wollten er und seine Frau mit all den lieben Menschen, die ihm nahe standen, anstoßen. Dem Säugling Fritz war am 28. März 1923 im siebenbürgischen Mediasch, wo er als zweites Kind und erster Sohn des Textilkaufmanns Fritz Feder und dessen Gattin Johanna, geb. Hermann, geboren wurde, gewiss nicht in die Wiege gelegt worden, dass ihn die Geschicke der Geschichte fast 2000 Kilometer westlich seiner Geburtsstadt eine neue Heimat in der Kurpfalz, seit knapp über 30 Jahren dann in Speyer, finden lassen würden.

Wo Heimat ist

Wenn Heimat da ist, wo der längste Teil des Lebens verbracht wurde, und wo mit der Gründung der eigenen Familie die eigenen Wurzeln neu geschlagen wurden, dann trifft dies in besonderem Maße auf den Jubilar zu. Dass die private mit der beruflichen Heimatfindung, die sich nicht zuletzt im Namen der Tageszeitung *Die Rheinpfalz* und der Identifikation damit widerspiegelt, einhergeht, unterstreicht das Bedürfnis nach Geborgenheit in der zwischenmenschlich wie auch kulturell intakten Landschaft am Rhein. Ein Bedürfnis, das die ebenfalls heimat-

los gewordene Medizinstudentin Eva Vermessy sicher genauso verspürte und das letztlich die beiden Seelen aus dem Osten einander näher und schließlich zusammenbrachte.
Heidelberg, das fränkische Boxberg, der Pfaffengrund, Ludwigshafen, Speyer, Römerberg und nun wieder Speyer – das waren die Zielorte des Umzugspediteurs. Wer einmal so einschneidend seinen Lebensmittelpunkt verlassen musste, für den ist ein Umzug aus einer Wohnung in eine andere beinahe eine Lappalie.
Für Unruhe – wohltuende natürlich – sorgten die Familie mit den vier Buben und der Beruf des Vaters selbstverständlich. Insofern sind die erwähnten Umzüge nur eine Randerscheinung. Sorgen aller Art traten zu Tage: Ohne den materiellen Rückhalt der eigenen Eltern mussten die Bedürfnisse der Kinder an Kleidung, Nahrung und Bildung befriedigt werden. Vier Jungs trinken und essen in Unmaßen, verschleißen Schuhe in kürzester Zeit, scheuern Knie schon nach wenigen Tagen durch und strapazieren, was viel schwerer wiegt, das Nervenkostüm der geliebten Eltern bis zum Äußersten. Aber sie wollten die vier ja unbedingt haben. Und sie haben ihnen fast alles ermöglicht, materiell wie ideell. Nur einem Wunsch widersetzten sie sich beharrlich: Sieben weitere Jungs hätten ein Fußballmannschaft ergeben, der Traum aller schlaflosen Nächte im Federschen Kinderzimmer.
Zu den Sorgen um die Kinder kamen auch Probleme mit der Gesundheit der Mutter und Belastungen des Vaters, der die über Jahrzehnte verzögerte Zusammenführung mit seinen Eltern und seinem Bruder zu verkraften hatte. Anlässe, die gelegentlich das sonst so traute Familienglück nicht unwesentlich überschatteten.
Um so erfreulicher also heute der runde Geburtstag im Kreise derer, die Fritz und Eva Feder nahe stehen. Alle zusammen sind sie letztendlich der lebendige Beweis für ein Leben, auf das sich mit Stolz und Befriedigung zurückblicken lässt und das bei hoffentlich bestmöglicher Gesundheit der beiden und ihrer Lieben eine positive Perspektive für die Zukunft hergibt.

Fritz Feder prägte die *Rheinpfalz*

Anlässlich des Todes von Fritz Feder (1923–2012) schrieb der Chefredakteur Michael Garthe am 2. Februar 2012 in der Rheinpfalz *folgende Würdigung des langjährigen verdienten Redakteur dieses Blattes, die wir mit freundlicher Genehmigung der Redaktion abdrucken. red*

Welch ein Glück, dass die junge Bundesrepublik Deutschland Journalisten wie Fritz Feder hatte. Die Republik war sich nach der Katastrophe des „Dritten Reiches“ und des Zweiten Weltkrieges ihrer selbst, ihrer Demokratie, ihrer Marktwirtschaft, ihrer Zukunft als Nation und ihrer europäischen Einbettung noch nicht sicher. Fritz Feder, der Siebenbürger Sachse, 1923 in Mediasch/Rumänien geboren, Soldat im Krieg und dann in bitterer Kriegsgefangenschaft, der war ein unbeugsamer Demokrat. Der war fest davon überzeugt, dass Europa sich einigen müsse, wenn er seine Heimat in Frieden und Freiheit einmal wiedersehen wollte.
Nach seinem politikwissenschaftlichen Studium war er Anfang der 50er Jahre zur *Rheinpfalz* gekommen. 32 Jahre lang war er politischer Redakteur, davon leitete er 23 Jahre, bis 1986, das Ressort. In seinen Leitartikeln formulierte er das, was zur Staatsraison der Bundesrepublik Deutschland wurde, präziser und überzeugender, als die meisten Politiker der damaligen Zeit es vermochten. Man sprach über seine Artikel am Stammtisch, im Anilinerzug, im Mainzer Landtag.
Er hat der verlegerischen Vorgabe, eine unabhängige, entschieden demokratische, pfälzische und europäische Zeitung zu machen, eine klare journalistische Stimme verliehen. Er erhielt dafür bedeutende Journalistenpreise und das Bundesverdienstkreuz am Bande.
Fritz Feder besaß ein bewundernswertes Vermögen, mit Humor, mit Lebensweisheit und mit großem Einfühlungsvermögen schwierige Situationen zu entkrampfen, Streit zu schlichten, Diskussionen nach vorne zu bewegen.
Unvergessen ist jenen, die mit ihm arbeiteten, wie er – meist umwölkt vom Zigarettenrauch – mit milder Autorität und sonorer Stimme seine Mannschaft lenkte, uneitel und bescheiden. Wir mochten ihn, als Ressortchef, als Kollegen. Fritz Feder, der in Speyer lebte, ist am 31. Januar 2012 im Alter von 88 Jahren gestorben. Als Journalist und als Kollege bleibt er uns ein großes Vorbild.

Heiteres zur Familiengeschichte

von Brigitte Binkits, geb. Stirner

Bei der Beschäftigung mit der Familiengeschichte meines Mannes, der aus Bad Busiasch stammt, erfuhren wir viel von den Lebensschicksalen seiner Vorfahren. Die Banater Schwaben haben eine andere Siedlungsgeschichte als wir Siebenbürger Sachsen. Dokumentiert sind die drei Hauptschwabenzüge unter Karl VI. (1722-1726), Maria Theresia (1763-1772) und Joseph II. (1781-1787). So war es uns möglich, bei einigen Familienzweigen den Herkunftsort der Einwanderer in den Urkunden zu finden; bei den Familien Winkler und Roland in Westböhmen, bei Familie Adam in Sankt-Hubert im serbischen Banat, einem Dorf, das von den Lothringern nach ihrem alten Heimatort Saint-Hubert (Frankreich) benannt wurde. In Sackelhausen (10 km westlich von Temeswar), woher die Familien Oberkirsch und Grundler stammen, verweisen einige Dorfstraßen auf die Herkunft der Siedler – wie die Schwarzwälder Gasse, die Mainzer Gasse oder die Lothringer Gasse.

Auch die Vor- und Nachnamen können viel über Geschichte erzählen. So fanden wir in den Urkunden unseren Familiennamen in vielen Varianten geschrieben, je nachdem welcher politischer Wind gerade durch die Amtsstuben wehte: Binkits, Binkitsch, Binkics. Bei Besuchen im Banat fiel mir auf, dass bei älteren Leuten die ungarische Version des Vornamens gang und gebe war. So wurde mein Schwiegervater nicht Franz gerufen, sondern Feri von Ferencz, und ein Onkel nicht Ernst, sondern Ernö. Warum hatte man die deutschen Namen vergessen? 1867 wurde das Kaisertum Österreich in die so genannte k.u.k. Doppelmonarchie Österreich-Ungarn umgewandelt, und Ungarn erhielt eine eigene Verfassung. Die seit diesem Ausgleich radikal betriebene Magyarisierungspolitik Ungarns wirkte ja auch in Siebenbürgen. Aber warum nicht so krass wie im Banat? Eine Rolle kam hierbei der katholischen Kirche zu. Anders als in Siebenbürgen, wo die evangelische Kirche sich als Bollwerk des Deutschtums in einer anderssprachigen und andersgläubigen Umwelt erwiesen hatte, trug der katholische Klerus im katholischen Ungarn stark zur Magyarisierung der Banater Schwaben bei.

Erst nach dem Ersten Weltkrieg, der das Ende der Donaumonarchie besiegelte, und als der größte Teil des Banats Rumänien zugeteilt wurde, gab es hier wieder Schulen mit deutscher Unterrichtssprache. Dazu hier ein Abschnitt aus der Erzählung „Das Erwachen“ vom Banater Volksdichter Hans Kehrer (1913–2009), bekannt auch bei uns in Siebenbürgen als Schauspieler am deutschen Temeswarer Theater. Beim Lesen dieser autobiografischen Begebenheit aus der Kinderzeit des Autors kann man nur schmunzeln:

Ich musste zur Schule. In die erste Klasse. Ich ging gerne zur Schule. In der ersten Bank durfte ich sitzen und war sehr aufmerksam. Eines Tages kam unsere Lehrerin etwas später ins Schulzimmer. Wir rissen die Augen auf, als wir hinter ihr den Herrn Pfarrer, den Herrn Richter und den Herrn Schuldirektor erkannten. Wir standen auf, sagten unser „Gelobt sei Jesus Christus“ – es war mehr gesungen als gesprochen – und der Herr Pfarrer antwortete für alle: „In Ewigkeit Amen!“

Dann trat der Schuldirektor vor, deutete auf einen Buben und forderte: „Sag deinen Namen!“ Der Bub stand auf und schmetterte: „Ich heiße Reich Ferencz Janos!“ „So, mein Bub“, sagte der Direktor: „Von heute an heißt du: Franz Johann Reich . Du bist kein Ungar, du bist ein Deutscher! Wiederhole!“ Und der Franzi, wie wir ihn sowieso nannten, tat wie ihm geheißen.

In der gleichen Stunde wurde aus dem Kirch „Janos“ ein Johann Kirch, aus dem „Istvan“ ein Stefan, aus der „Erzsebet“ eine Elisabeth, aus der „Katalin“ eine Katharina – und so fort bis zum Letzten in der letzten Bank.

Nur ein Mädchen, das Anna hieß, weinte: „All han se neie Name, nor ich net!“

Zu meinem Geburtsnamen hier auch etwas Lustiges. Aber ich lasse meine Schwägerin Helene Stirner, von allen Buba gerufen, erzählen:

Als ich in Deutschland meine erste Arbeitsstelle bekam, war der Junior meines Bosses gerade erst 5 Jahre alt. Und da die Firma neben dem Wohnhaus des Chefs lag, entwischte der kleine Reinhard öfters von daheim und kam in die Firma gelaufen, wo es ja viel interessanter als bei Mama war. Ganz besonders hatte er mich und mein Arbeitsgerät, einen Zeichencomputer, ins Herz geschlossen. Womit er aber gar nicht klar kam, das war mein Nachname – Stirner –, das klang nämlich gar nicht bayrisch. Da gab ich ihm den Tipp, wenn er den Namen wieder einmal vergisst, soll er doch an seine Stirn denken. Und so klappte es auch einige Male.

Doch eines Tages, es war gerade Mittagspause und wir saßen mit einigen Kollegen in geselliger Runde in der Empfangshalle zusammen, flog die Türe auf und Reinhard kam auf uns zugelaufen. Als er mich sah, rief er: „Grüß Gott, Frau…, Frau…“ und er kam ins Stottern. Um ihm zu helfen, zeigte ich mit dem Finger auf meine Stirn, der Kleine strahlte und rief: „Grüß Gott, Frau Hirnkastl!“ Die Kollegen krümmten sich vor Lachen, und ich hatte ab dann meinen Spitznamen weg.

Ja, so ist es eben in Bayern, wenn man nicht gerade Mayer, Gruber, Huber oder sogar Vorderobermayer und Hinterwinkler heißt.

So kann man bei der Beschäftigung mit der Geschichte seiner Familie auch Heiteres erfahren.

Das Femgericht

von Hansotto Drotloff

Das Mediascher „Femgericht" („die Fem"), um 1935. Von links nach rechts: Sofie Müller, Hermine Graef, Frieda Guggenberger, Josefine Lehrer, Frieda Dörschlag, Gisella Breckner, Josefine Ambrosi, Helene Stenzel und Minna Ipsen

Archiv Wilfried Römer

Ein Zufallsfund aus dem Staatsarchiv Hermannstadt gibt uns Gelegenheit, einige Betrachtungen über das gesellschaftliche Leben in Alt-Mediasch anzustellen. Die Ende des 19. Jahrhunderts von der ungarischen Regierung verbotenen Nachbarschaften bestanden vor allem als Träger bürgerlicher Kultur inoffiziell weiter. Ihre in der Faschingszeit abgehaltenen *Sitttage* waren wichtige Feste, auf denen kulturelle Darbietungen unverzichtbare Draufgaben waren. Dazu gehörte der Vortrag mehr oder weniger langer Gedichte, in denen die Schwächen Einzelner, aber auch witzige Ereignisse mit sanfter Ironie bekrittelt wurden.

Solches Reimen blickte vermutlich auf eine lange Tradition zurück. In Mediasch tat sich hierbei besonders die Kothgässer Nachbarschaft hervor, zu der die Bewohner der heutigen Stephan-Ludwig-Roth-Gasse, aber auch von Teilen des Marktplatzes gehörten. Gerade an der westlichen Marktzeile wohnte zwei eifrig reimende Zeitgenossen, Julius Schuster, der Onkel des hochgeachteten Mundartdichters Schuster Dutz, und Friedrich Josef Guggenberger, der

Wilfried Römer, dem treuen Helfer des *Infoblattes* und Hüter unserer Mundart gewidmet.

Besitzer des Piaristenhauses. Mit von der Partie war Josef Fabini, und auch der junge Dutz hat seine ersten Gedichte im „Kothgiesser Noberschuftskalender" veröffentlicht. Kürzlich wurden im Hermannstädter Staatsarchiv auch die Akten der Kothgässer Nachbarschaft wiederentdeckt (siehe hierzu den Beitrag „Alte Akten und Dokumente – langweilig?" auf S. 28). Darunter befanden sich auch einige Gedichtmanuskripte. Es handelt sich teils um bekannte, bereits im erwähnten Nachbarschaftskalender abgedruckte Texte, teils waren jedoch echte Überraschungen dabei. Zu diesen zählt auch ein Gedicht mit dem Titel „En Episod eos der Zejt, wä det ‚Vehmgericht' viur Gericht sul" („Eine Episode aus der Zeit, da das ‚Femgericht' vor Gericht sollte"). Das Gedicht ist der einzige bisher bekannt gewordene zeitgenössische Text, der die Existenz der legendären und stadtweit gefürchteten Einrichtung dokumentiert, die man mundartlich gemeinhin „de Vem" oder zu Deutsch „das Femgericht" nannte. Vor allem umfasst es eine in diesem Umfang bisher nicht bekannte Liste der Damen, die dieses Sittentribunal bildeten, die allerdings noch nicht alle „enttarnt" werden konnten, denn es werden größtenteils nur die Vornamen verwendet. Leser, die helfen können, den restlichen Vornamen einen Familiennamen zuzuordnen, werden gebeten, sich an die Redaktion zu wenden. Autor und Entstehungszeit sind unsicher. Das Manuskript liegt zwischen Akten von 1922 und 1923, was ein Hinweis auf die Entstehungszeit sein könnte.

Als Verfasser kommt am ehesten Josef Fabini in Frage, dem ein Großteil der in der Kothgässer Nachbarschaft vorgetragene Gedichte zuzuordnen sind. Bevor wir das Gedicht in vollem Wortlaut veröffentlichen, soll „das Femgericht" noch einmal vorgestellt werden.

Friedrich Breckner schrieb:[1]

„Mit ‚Femgericht' wurde eine recht harmlose und liebenswert scheinende Einrichtung bezeichnet, die von lauter charmanten, herzensguten Damen der Gesellschaft gebildet wurde. Jeder, der zwischen den beiden Weltkriegen am Gesellschaftsleben dieser Stadt teilnahm, kannte und respektierte dieses Gremium; mancher fürchtete seine unleugbare Macht. Aufgaben, Organisation und personelle Besetzung des Femgerichts lassen sich nicht ganz einfach umreißen. Schließlich sind Femgerichte im allgemeinen geheim; schriftlich niedergelegte Satzungen sind deshalb auch in unserem Falle nicht überliefert. Offensichtlich handelt es sich aber darum, mit einer mehr oder weniger versteckten Lust an Sensationen jeglicher Art über Verstöße gegen Anstand und Sitte im gesellschaftlichen Zusammenleben informiert zu sein, Auswüchse und Abwege modischer und anderer (auch erotischer) Art zu brandmarken, Charaktere und menschliche Eigenarten der Mitbürger auf ihre Vereinbarkeit mit althergebrachten Normen zu prüfen und zu analysieren. Besondere Nachsicht

[1] Friedrich Breckner: Das Femgericht, in: Mediasch, die siebenbürgisch-sächsische Stadt an der Großen Kokel, Hg. von der HG Mediasch. Wort und Welt Verlag 1992, Innsbruck, S. 370.

Die westliche Zeile des Marktplatzes mit (von links) Deutschem Kasino, Piaristen- (Guggenberger-) und Schuster-Haus, hier noch mit dem Eingang zur Apotheke
Archiv Wilfried Römer

ließ das Femgericht dabei nicht walten, es sei denn, die Interessen der Gemeinschaft wurden durch die beobachteten Handlungsweisen nicht beeinträchtigt: Was man mit Iren[2] tat, konnte man sich mit einem braven Bürgermädchen natürlich nicht erlauben. Und noch zurückhaltender musste man beim Umgang mit Töchtern der Kasinogesellschaft sein (wenngleich auch diese deshalb von geheimen Neid nicht unberührt blieben?)!

Organisatorisch handelt es sich um eine Art Geh- und Stehkonvent. Doch waren auch sitzende Zusammenkünfte in kleinerem Kreis üblich (‚Ech bä jo nor af e Mell vuel riede kun!'). Besonders eilige Nachrichten wurden natürlich im Zwiegespräch weitergegeben, während dessen häufig die Suppe anbrannte. Dieser Smalltalk spielte sich zunächst zwischen den marktanwohnenden Damen ab: ‚det Schäm', ‚det Gusti', ‚det Guckenbärch Frieda,. ‚De Ambrosiän' und ‚dem Herma sen Motter' kamen erst später dran, weil sie um die Ecke wohnten. Und ‚det Helen' war, obwohl auf der gleichen Marktzeile wohnend, mit ihren vielen Kindern zu stark ausgelastet und vielleicht auch als Zugezogene auch zu zurückhaltend. Auch ‚de Eckardtän' musste warten, denn bis zur gegenüberliegenden Marktzeile war es arg weit. Das Plenum des Femgerichts traf sich zur Korsozeit täglich außer Sonntag nachmittags auf dem westlichen Dreieck des Marktplatzes (vor dem Cafe Ehrmann) und promenierte eingehakt in langer Reihe quer über diesen Teil des Makadams. Dabei wurden zunächst Einzelgespräche mit den unmittelbaren Nachbarinnen geführt.

Sobald sich jedoch ein allgemein interessierendes Thema ergab, formierte sich die lange Reihe zum Kreis: Die Technik der Massenkommunikation wurde perfekt realisiert, wie man in modernem Soziologendeutsch sagen könnte.

Über die beschriebenen Formen vorwiegend ambulanter Nachrichtenübermittlung hinaus gab es noch die stille Information mittels kritischer Beobachtung. Sie wurde teils verstohlen durch das geschlossene Fenster vorgenommen. Bei besserer Witterung war aber das sichtbare Im-Fenster-Liegen sehr beliebt. Der Gebrauch von außen angebrachter Winkelspiegel, sogenannter Spione, war dagegen auf Ausnahmefälle beschränkt. Man darf jedenfalls davon ausgehen, dass die Kommunikation in Form der Mundpropaganda allen anderen Formen des Austausches vorgezogen wurde.

Abschließend sei festgestellt, dass das Mediascher Femgericht ohne Zweifel dazu beigetragen hat, die Auswirkungen menschlicher Leidenschaften und Schwächen in dieser Stadt in unterhaltsamer Weise zu begrenzen."

So weit die bereits vor über 20 Jahren niedergeschriebenen Erinnerungen eines Zeitzeugen. Die verstreichende Zeit bringt es mit sich, dass die Zahl jener, die das „Femgericht" erlebten oder gar vor ihm bebten, immer kleiner wird. Dass die „abschreckende Macht" dieser Institution sich auch noch in den 1940er Jahren entfaltete und wie weit sie reichte, belegt folgende Erinnerung von Irmgard Josephi: „Zu meiner Gymnasiastenzeit war es uns verboten, mit, wörtlich,

Cafe Ehrmann in der SW-Ecke des Marktplatzes – Ausgangspunkt der Rundgänge des „Femgerichts"
Archiv Willi Lukas

[2] Verbreiteter Rufname ungarischer Frauen, steht hier für junge Mädchen, die seinerzeit als Kindermädchen in sächsischen Häusern „dienten", stellvertretend also für Menschen, die nicht dem „bürgerlichen Stand" angehörten.

Auch Femgerichtler brauchen mal Urlaub: Die Familien Tavolato (links) und Gräser am Lido di Venezia im Jahre 1912. *Archiv HG Mediasch*

‚sogenannten jungen Herren spazieren zu gehen'. Meine Kränzchen-Freundin und Klassenkameradin Erika Weinhold wohnte in der äußeren Rothgasse (bei der „Ideal", damals Schembraschen Fabrik). Wenn sie von so einem Treffen zu einem Spaziergang mit den ‚jungen Herren' nach Hause ging, traute sie sich nicht, den direkten Weg über den Marktplatz zu nehmen, aus Angst davor, von Frau (Gymnasial)-Professor Edda Schuller, Schwiegertochter der ‚Schäm', einem prominenten Mitglied des Femgerichtes, gesehen zu werden. Also nahm meine Freundin einen Umweg über die Neustift oder die Klettengasse in Kauf."

Wer genau das Femgericht bildete, ist heute nicht mehr exakt zu ermitteln. Nach Entdeckung des hier mitgeteilten Gedichtes gibt es nunmehr drei Quellen, die Namen liefern. Dazu zählt der Bericht von Friedrich Breckner und das hier abgebildete Foto. Die Personengruppen in den drei Quellen sind nicht identisch. Ehe das Gedicht nun zu lesen sein wird, seien die Mitglieder des Femgerichts in der Reihenfolge aufgezählt, in der sie in ihm auftreten. Auf einen kompletten Abgleich mit den anderen beiden Quellen wird der Übersichtlichkeit halber verzichtet. So weit sie sich zweifelsfrei feststellen ließen, werden die Familiennamen hinzugefügt. Da man zu jener Zeit üblicherweise nur zwischen wenigen verschiedenen Vornamen wählte, ist eine eindeutige Zuordnung oft nicht mehr möglich. So haben Frieda Guggenberger[3] und Frieda Dörschlag[4] den gleichen Vornamen. Hanni ist das Kürzel von Johanna (Familienname?), Peppes bzw. Fin kann für Josefine Ambrosi[5], Josefine Lehrer geb. Hitsch[6], aber auch für „de Schmide Fin" – Josefine Schmidt, stehen. Eindeutig ist Schem oder „Schäm" – es handelt sich um den Spitznamen von Selma Schuller, die Cousine unserers bekannten Mundartdichters Schuster Dutz[7]. Es folgen Anna?, Elis-Elise Czoppelt[8], Henter Min-Hermine Graef, geborenen Henter[9], Gust-Auguste Tavolatto[10], Ansch?, „de Hann" steht für den Familiennamen Hann[11], Schir?

Nordzeile des Marktplatzes, ehemals „Makadam", Ort zum Flanieren ... und Tagungsort des Femgerichts *Archiv der Stadtverwaltung Mediasch*

Wie immer bitten wir daher auch an dieser Stelle unsere Leserinnen und Leser um ihre Hilfe, die noch vorhandenen Lücken zu schließen,

Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, dass das Gedicht ein authentisches Zitat enthält zu jener Berufsausübung, von der im Beitrag „Frühlings-Idylle" von Irmgard Josephi die Rede ist (siehe nächste Seite). Die Damen erreicht nämlich auf dem spätabendlichen „Makadam" eine Duftwolke eindeutiger Herkunft. Das liest sich dann so: „Der Moster wor viurbägefuehren, met senjen allerbieste Wueren..." und es bedarf wohl keiner Kommentierung mehr, welchen Beruf der Moster im alten Mediasch ausübte!

En Episod eos der Zejt, wä det „Vehmgericht" viur Gericht sul

„Na wiesst te Frieda dink der nea
Doch net nor ech, ech wiess uch tea,
Det Hanni, Peppes, Schem, de Fin,
Det Anna, t'Elis, de Henter Min,
Se viurgeladen viurt Gericht. –
Te wiesst warem, et äs daot licht
Mel vum Elis, daut huet em Ziurn
Sihr e garstig Wiurt verliurn."
„Ech wiess et Gust, ech wor derbä
Wä t'Elis ivern ihrsem Frä
Em Ziurn soht, se siff gor sihr.
Se wer met er gor griusser Gier
Af alle alkoholesch Trepen,
Em en Trepske Weng less sä sich kepen[12]"
Ech wor net noh, wä ech det hiurt,
Doch kennt er mer't gliwen af me Wiurt,
Dat ech em Deankeln saoch wä riut
Det Frida wor en dem Gesicht
Viur Schumgefähl, dat et em't licht
Mel vum Elis, gaonz ohne Schuld
Zeje suhl, vilecht uch schwieren eagewuhlt.
Et kaom derzea de Schem, de Min,
De Ansch, de Hann, de Schmide Fin,
Und Arm en Arm en Roah gor long
Genge sä en em ferchterliche Gestonk.
(Der Moster wor viurbägefuehren
Met senjen allerbieste Wueren,
Wä jeden Owend, bäm Spazären.)
Doch etzt et keangt ihnt werlich rähren,
Wä staundhaft alle bliwe stohn,

[3] Friederike Guggenberger, geb. Schuller, 1877–1946, Marktplatz 14 (Piaristenhaus)

[4] Anna Marie Friedrike Dörschlag *1869

[5] Josefine Ambrosi, geb. Schmidt, * 1879, Rothgasse

[6] Josefina Johanna Lehrer (geb. Hietsch) 1876–1962,

[7] Selma Schuller, geb. Schuster, 1877–1961, Marktplatz 16 (Schuster-Haus). Ihr ungewöhnlicher Rufname soll auf eine Episode kurz nach ihrer Geburt zurückgehen, als die ungarische Magd angesichts des offenbar auffällig kleinen Säugling ausgerufen haben soll: „Hát ez semmi!" („Ach, ist die klein!")

[8] Elisabeth Susanna (Elise) Czoppelt (Zoppelt) verh. Brandsch, 1876–1968, Forkeschgasse 9.

[9] Auguste Hermine Graef, geb. Henter, 1876 – 1964, Rothgasse 2, in erster Ehe verheiratet mit dem Zuckerbäcker Arnold Walther (Café Walter bei der „Traube"), in zweiter Ehe mit Rudolf Gräf.

[10] Albertine Auguste Tavolato, geb. Fabini, 1877 – 1966, Marktplatz 5

[11] Beim Aufrufen der Namen werden im Sächsischen unterschiedliche Pronomina verwendet: „Det Fin", aber „de Henter Min". „Det" wird verwendet, wenn der Vor- oder Spitzname folgt, „de" steht einem Familiennamen voran. Demnach ist es an dieser Stelle wahrscheinlicher, dass es sich um den Familiennamen Hann handelt.

[12] Köpfen (z. B. im Sinne von Entfernen vertrockneter Blüten von Stängeln), steht hier vermutlich für „alles mit sich machen lassen", im vorliegenden, von den Tratschtanten des Femgerichts unterstellten Fall für einen Tropfen Alkohol.

Se hade sich gor vil ze sohn. –
”Na wisst ihr, hört nur meine Lieben,
Wenn man uns bei all den sieben
Kürfürsten hätt’ verklagt.
Doch beim Bezirksgericht,
der Tati[13] hat gesagt,
Das wär nichts,
man könnt’s schon machen
Es wär ja wirklich auch zum Lachen
Wegen so was vor’s Gericht zu gehen.
Macht keine Sorgen euch,
man wird schon sehn.“
„Was sagst du, Anna? Wirklich nicht?
Wir müssen nicht vor das Gericht?“
Det frogt det Fried uch Gust zeglech. –
Af daut de Fin: „Det Anna lecht.
Se Vueter huet glatt nest gesoht.“
”Ech gliven’t, denn säht doch en der Tot,
Et äs uch nest, er kennt ’t Elis
Wonn et de Strätche[14] bekit dä bies
Dro riedt et gor entsätzlich Sachen
Doch messt em hechstens iwer’t lachen.
Det huet eas ’t Peppes egebrokt
Wenn et nest riedt, soat iwerzecht
Word nest dereos und alles schwecht.“
Det soht de Schem: „Na weißt du Schir
Du kannst es wissen, ich bleib nicht hier,
Wenn die Verhandlung ist,
fahr’n wir nach Wien.
Und ihr kommt mit, wie ziehn
Und machen eine große Reis’.“ –
En plötzlich Reah, em wor gaonz paff:
„Säht er do, bä easem Heos af
Dem Asphalt. Et äs ’t Elis et kit.
Nea soat nor reach und nestmie reidt.”
“Geaden Owend Elis giehst te spazären?
Ech dinken nea mer weren
Geneach gegongen uch gestaunden.“
Det Mausi uch senj Medcher raunden
Etzt hä verbä. Et äs em zähn,
Goh mer nea hiemen, dat mer sähn,
Wat do geschekt; denn des anetz Med
Ech sohn ich na, ech hun esi e Leder[15].
Schloft geaht! Wo morn esi hisch Wäder
Dro goh mer af’t Kasarerech,
(Duer kit [et] net) em ze beoinjden det
Gesprech.”

[13] Im Sächsischen gebräuchliche, vom rumänischen „Tata“ abgeleitete Anrede für „Vater“.

[14] Ein aus dem Rumänischen entlehnter Begriff. Strechea ist eine Stechmücke, so dass der Ausdruck „Wonn et de Strätche bekit, dä bis..“ dann so viel bedeutet wie „wenn sie sich aufführt wie von der Tarantel gestochen“.

[15] Mundartlich wie „läder“ oder „leader“ ausgesprochen, bezeichnet es eine leichtsinnige, unzuverlässige Person, meist eine Hausangestellte bzw. Dienstmagd, könnte ggf. von „Luder“ abgeleitet sein.

Die mittlere ... *Archiv W. Römer*

Frühlings-„Idylle“ in Mediasch

(Steingasse Nr. 15)

von Irmgard Josephi

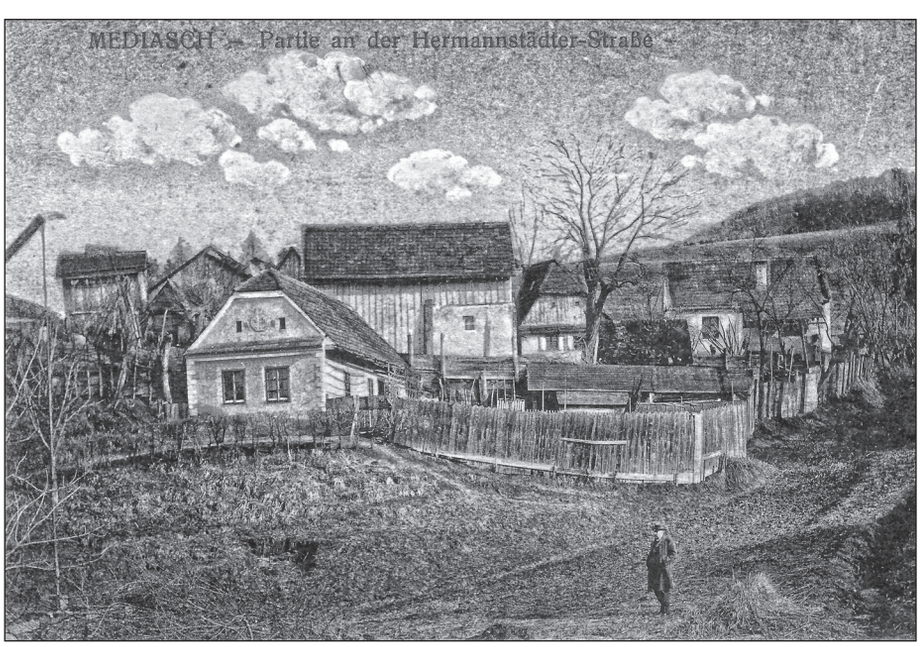
Der 20. März ist bekanntlich der kalendarische Frühlings-Anfang! An diesem Tag drehen sich alle Lieder und Gedichte aus dem Rundfunk um Themen wie: Lust, Liebe, Leidenschaft; Lauter Wünsche, die der Frühling erfüllen soll. Noch gibt es hier zu Lande nur zaghaftes Frühlingserwachen, trotzdem stehen über diesem Tag – als Motto – die Anfangszeilen von Eduard Mörikes Gedicht: „Frühling lässt sein blaues Band / wieder flattern durch die Lüfte; / Süße, wohlbekannte Düfte / streifen ahnungsvoll das Land ...“

Auch in meiner siebenbürgischen Heimatstadt Mediasch kannte man dieses Gedicht, welches oft auch in den unvermeidlichen Aufsätzen der Schüler zum Thema „Frühling“ mit eingebaut wurde. Wie wir alle wissen, waren den Schülern schon von jeher solche Aufsätze verhasst, denn man konnte ja kaum noch etwas Neues dazu schreiben. Das war vor fast 100 Jahren, zur Schulzeit meines Vaters, nicht anders. Durch ihn erfuhr ich, wie die Schüler seinerzeit ihrem Ärger über diese Hausaufgaben Luft machten. Sie parodierten kurzerhand die schönen Zeilen des Mörike Gedichtes: „... süße, wohlbekannte Düfte ...“ einfach so: „Es stinkt aus den Aborten, es ist Frühling aller Orten ...“ Es bleibt jedem selbst überlassen, ob er über diesen Reim lacht, oder ob er ihn respektlos findet. Eines aber muss man ihnen zugestehen: Der Reim entsprach der Wirklichkeit! Denn damals, wie auch noch in meiner Jugendzeit (bis 1966), ging man in den Städten, so bald es zu tauen begann und bevor es warm wurde, daran, die „Plumps-Klosetts“ zu leeren. Das war vorwiegend im März der Fall. Wie es dabei zuging, möchte ich meinen Wohlstands-Enkelkindern erzählen, damit sie einmal gut darüber lachen, aber auch gleichzeitig sehen, wie bescheiden ihre Oma früher gelebt hat, unter welchen Umständen sie großgeworden ist, und trotz alledem immer gesund war!

Meine Familie, also unsere Mutter und wir drei Schwestern. wohnten damals zur Miete in der Steingasse Nr. 15, also mitten in der Stadt. Die Hausherrin war die Pfarrerswitwe Wilhelmine Hermann, geborene Binder. Sie stammte aus einer alteingesessenen und angesehenen Bürgerfamilie. Frau Hermann hielt Haus und Hof sehr gewissenhaft in Stand! So kam es, dass der langgezogene Hof einen gepflasterten Gehsteig besaß und sogar einen 18 Meter tiefen Brunnen. Einen eigenen Brunnen zu besitzen war die große Ausnahme, denn die Bewohner dieser Stadt ver-

... und die untere Steingasse, Spielplatz der „Frühlings-Idylle“

sorgten sich fast ausschließlich aus öffentlichen Brunnen mit Wasser.
Für die Notdurft der Bewohner der drei Wohneinheiten in unserem Hof hatte Frau Hermann eine große, zementierte Senkgrube bauen lassen, was damals als fortschrittlich und modern galt. Über dieser Senkgrube befanden sich drei „Boxen“, sogenannte „Kabernackelchen“.
Aber nun zum eigentlichen Thema ... den stinkenden Aborten ... Sobald der Frühling sich ankündigte, trat man mit den „Abdeckern“, oder Klosett-Ausführern in Verbindung, die am Mediascher Stadtrand, in der sogenannten Sandgrube wohnten (einem Stadtteil Richtung Hermannstadt). Es handelte sich dabei um eine große, kinderreiche Zigeuner-Familie, die diese besondere Dienstleistung anbot. War man sich mit diesen Abdeckern (bei uns auch als „Henker“ bekannt) einig geworden, erschienen diese, sobald es Abend wurde, vor dem Tor. Auf der Straße stand dann ihr Wagengestell mit einem langgestreckten, flachen Holzbottich drauf. Davor waren zwei elend anmutende Pferdchen gespannt, zwei *Jepe*, wie auch wir Sachsen sie mit dem rumänischen Wort nannten. Das gesamte Gefährt war bezeichnenderweise auch als „das Vanilli-Wägelchen“ stadtbekannt.
Nun kamen zwei von den Zigeuner-Burschen mit einem hölzernen Schaff, durch dessen Henkel sie zum leichteren Tragen einen festen Stecken geschoben hatten, zum Tor herein. Dieses Schaff war auch das Maß, nach dem anschließend „alles“ verrechnet wurde. Mit einem kurzen Eimer, an einer langen Stange befestigt, begannen sie mit ihrer Arbeit. Weil man der Redlichkeit der Zigeuner ja nicht unbedingt trauen durfte, überwachte Frau Hermann ihr Tun aufs penibelste. Zunächst ging sie auf die Straße, steckte einen Stock in die Öffnung des Bottichs, um festzustellen, ob dieser auch tatsächlich gänzlich leer war.
Dann kam sie in den Hof zurück – stets mit einer Stalllaterne bewaffnet – um zu kontrollieren, ob die Burschen das Schaff auch tatsächlich voll schöpften und auch leer wieder zurückbrachten. Da gab es oft größere Debatten und Wortgefechte. Obwohl Frau Hermann schon gut über 60 Jahre alt war, ließ sie sich von den „Henkern“ nicht über die Ohren hauen! Wir haben sie stets bewundert, wie sie bei dem Gestank die Übersicht und vor allem den Durchblick behielt.
In Anbetracht des oben Erzählten, wird es wohl jedem verständlich sein, dass unsere Hausherrin darauf bedacht war, dass dieses Klosett-„Ausführen“ möglichst nur einmal im Jahr durchgeführt wurde. Deshalb riet sie uns Kindern, doch beim „Sparen“ mitzuhelfen, indem wir abends ,und eventuell auch nachts, den Abwasserkübel benutzen sollten, den man in der Früh einfach und „kostenlos“ in den offenen Kanal leeren konnte. Auch ärgerte sie sich über unsere Freundinnen, wenn diese zu Besuch weilten und naturgemäß auch eben mal austreten mussten. Sie sollten doch bitte ihr „Geschäft“ zu Hause verrichten! Meine Mutter antwortete ihr darauf nur: „Frau Pfarrer, das kann man nun wirklich nicht abwägen, wer wie viel täglich hinunter plumpsen lässt. Stellen Sie mir doch eine Person mehr in Rechnung.“ Damit war für sie der Fall erledigt. Aber seither erging an uns ständig die Ermahnung: „Bevor Ihr das Haus verlasst, verschwindet Ihr vorher auf dem Klo!“ Diese Mahnung ist mir so in Fleisch und Blut übergegangen, dass ich heute noch, im hohen Alter, nie die Wohnung verlasse, ohne vorher das WC aufgesucht zu haben, ganz gleich, ob ich nur kurz oder länger von zu Hause wegbleibe. Abschließend kann ich dazu nur noch sagen: „Jung gewohnt, ist alt getan!“



Mediascher Studenten in Kronstadt

von Erwin Schuster

Das Mechanik-Institut (IMOS) war im Gebäude der ehemaligen Gremial-Handelsschule untergebracht und wurde 1949 gegründet. Der Eingang der Studenten war von hinten aus der Schustergasse. Später wurde das Institut mit anderen Instituten und Fakultäten vereint, zunächst in „Polytechnikum“ und dann in „Universität“ unbenannt.

Einführung

Die graue Zeit war vorbei, in der die „Volksgruppe“ das Sagen gehabt hatte, und der Zweite Weltkrieg Tod und Verderben gebracht hatte, aber der Schrecken nach dem verlorenen Krieg war geblieben, die Zukunft sah düster aus. Rechtlosigkeit, Enteignung, Reformen, Verbote und Wohnraumeinschränkungen waren typisch für jene Zeit. Die Leidtragenden waren unsere Eltern und Großeltern. Wir Heranwachsende, zwar nicht direkt betroffen, haben aber alles miterleben müssen. Willkür und Schikanen waren alltäglich, dazu noch die zerrissenen Familien, die Überwachung durch Staatsorgane, Reisebehinderungen und Diktatur. Der ganze Lebensablauf änderte sich radikal. Die Schulausbildung, das Arbeitsleben und die Freizeitgestaltung erhielten neue Dimensionen. Alles war geprägt vom „glorreichen großen sowjetischen Nachbarn und Freund“, in dessen Fahrwasser unser Land mitgezogen wurde. Geprägt wurde ich vom Geist dieser Zeit. In Mediasch geboren, 1932, als Einzelkind, mein Vater hatte eine eigene Autoreparaturwerkstatt, die 1949 requiriert wurde. Meine Mutter war Hausfrau, die Großeltern väterlicherseits waren Volksschullehrer und Hausfrau. Mütterlicherseits hatte mein Großvater die erste Dampfbäckerei (1922) in Mediasch, die 1948 nationalisiert wurde, die Großmutter war Hausfrau. Die deutsche Volksschule besuchte ich in Mediasch, anschließend war ich Schüler am Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasium bis zur Quinta (fünfte Gymnasialklasse), ebenfalls in Mediasch. Viel Zeit verbrachte ich in der Werkstatt meines Vaters, wo auch Hermann Oberth, der Vater der Weltraumfahrt, experimentiert hat. Er bestellte bei den Lehrjungen verschiedene geschweißte Behälter oder Dosen aus Rohr und Blech, mit denen er dann zur Fliegerschule, ging, sie mit Pulver füllte und zündete. Die Zeit der deutschen Lehrtruppen in Mediasch fanden wir sehr interessant, zwei deutsche Fliegerangriffe auf Mediasch und eine Bombenexplosion in einem durchfahrenden Lastzug in Kleinkopisch erlebten wir hautnah, Bombensplitter fanden wir sogar in unserem Garten und am Dachboden. Die Russlanddeportation der arbeitsfähigen Frauen und Männer war belastend und tragisch. Das war die Zeit, in der ich aufgewachsen bin.

Nach dem Besuch der Technischen Mittelschule für Metallurgie in Mediasch, 1948, erhielt ich, mit einem guten Notenschnitt, die Empfehlung für ein technisches Hochschulstudium. Ich entschloss mich für das Mechanik-Institut in Kronstadt (damals Stalinstadt). Zunächst musste ich eine Zulassungsprüfung bestehen, für die eine Vorbereitungszeit von einem Monat angesagt war. Wir wohnten ganz nobel in einem Teil des Hotels „Krone“ in der Purzengasse. Kost und Verpflegung waren gratis, die Kantine war nicht weit, um ins Institut zu gelangen, mussten wir nur eine schmale Straße überqueren. Wir büffelten Mathematik, Physik und Verfassungskunde. Dann kam die Prüfung. Für 80 Plätze konkurrierten mehrere hundert Anwärter. Nach einigen Wochen kam die Zulassung, auch für alle Mediascher. Dass bei der Aufnahmeprüfung nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war, stellten wir erst später fest: Von einem Zwillingsbrüderpaar aus einer Arztfamilie wurde nur einer zugelassen, obwohl beide exzellente Noten hatten. Da es wegen der Ähnlichkeit Probleme bei den Prüfungen gegeben habe, „musste“ einer durchfallen. (Der andere Bruder wurde dann im nächsten Jahr zugelassen). Man musste eben auch eine „gesunde Abstammung“ haben und aus einer Arbeiter- oder Bauernfamilie kommen. Beinahe hätte auch ich die Zulassung zur Prüfung nicht erhalten. Da mein Vater selbstständig war, wurde meine soziale Herkunft sehr streng überprüft. Ich hatte Glück, mein Vater war zwar selbstständig, aber da er drei Meisterbücher hatte und nebenbei in der Autoreparaturwerkstatt auch Heizöfen herstellte, wurde er aus steuerlichen Gründen auch auf der Lohnliste für Arbeiter geführt. Das konnte er nachweisen, und damit war das Problem gelöst, ich durfte studieren. Die theoretische Militärausbildung machte ich im Rahmen der Hochschule und in den Sommerferien eine praktische Infanterie- und Panzerausbildung. Nach dem Studium arbeitete ich in der „Vitrometan“, „Chimigaz“ und „Gaz Metan“, Mediasch. 1963 heiratete ich, mit drei Kindern reisten wir 1980, im Rahmen der Familienzusammenführung, nach Deutschland aus.

Studium und Studentenalltag

Die Studienplätze im ersten Jahrgang wurden nachträglich auf 100 aufgestockt und es kamen noch einige Studenten hinzu. Damit begannen die Vorlesungen für die „Serie A“, wie unser Jahrgang genannt wurde.

Vor dem Mechanik-Institut stand eine Stalin-Statue aus weißem Gips. Da sie witterungsbedingt immer sehr verschmutzt war, mussten ihr öfters die Stiefel geputzt werden. Später wurde sie aus Bronze gegossen und an eine andere Stelle versetzt.

Wir waren die zweite Generation an dem Institut, das früher die ehemalige Handelsschule in Kronstadt beherbergte. Seit dem Jahr 1950 trug Kronstadt, auf Wunsch der Arbeiter, besonders der Eisenbahner, den Namen „Oraşul Stalin“ (Stalinstadt), damit wurden die „Bürger“ Kronstadts, „Arbeiter“ von Stalinstadt, die mit Begeisterung die Norm des Fünfjahresplanes um vieles über-

DECRET
pentru schimbarea numelui orăşului Braşov în acela de ORAŞUL STALIN

Art. unic. — Cu începere dela data publicării prezentului Decret, oraşul Braşov va purta numele de oraşul Stalin, în cinstea marelui geniu al omenirii muncitoare, conducătorul poporului sovietic, eliberatorul şi prietenul iubit al poporului nostru, Iosif Vissarionovici Stalin.

Dat în Bucureşti, la 22 August 1950.

C. I. Parhon
Marin Florea Ionescu

Dekret zur Umbenennung von Kronstadt (Braşov) in Stalinstadt (Oraşul Stalin)

schritten. Vorbild war der russische Bergwerksarbeiter Stachanov, der die vorgeschriebene Norm um ein Vielfaches überboten hatte. Im Witz fragten sich einige Studenten, warum nicht Hermannstadt in Stalinstadt umbenannt werden konnte. Die Antwort war klar: Die würzige „Hermannstädter Salami“ hätte dann in „Stalin-Salami“ umbenannt werden müssen, was politisch nicht akzeptabel gewesen wäre.

Vor dem Haupteingang unseres Institutes, den wir nicht benutzen durften, stand eine Stalinstatue auf einem hohen Sockel mit dem Blick in die Purzengasse gerichtet und mit dem erhobenen rechten Arm auf den ehemaligen Rudolfsring deutend. Da die Statue aus Gips gefertigt war, mussten besonders seine stark verschmutzten Stiefel in freiwilliger Arbeit öfters gesäubert werden.

Es gab auch einen Studentenwitz dazu: Wenn ein Stadtfremder nach einer Toilette fragte, sagte man ihm einfach: „Der große Führer und unser Befreier zeigt dir den Weg“, indem

Von 1950 bis 1961 wurde Kronstadt „Oraşul Stalin“ (Stalinstadt) genannt. Der Schriftzug „Stalin“ aus eigens dafür gepflanzten Bäumen auf der Zinne war deutlich auch von der Bahnstrecke aus zu sehen. Später wurde ausgeholzt und neu gepflanzt, doch je nach Jahreszeit und bei entsprechender Witterung ist die Stelle, an der sich der Schriftzug befand, auch heute noch gut zu erkennen. Das Kfz-Kennzeichen der Stadt und des Landkreises (Regiunea Stalin) trugen das „OS“ vor der Nummer.

man auf die Statue wies, die mit erhobenem Arm wegweisend war. Am 5. März 1953, seinem Todestag und Namenstag von „Fritz“, mussten wir Studenten obligatorisch an der Feier-

Auf der Zinne stand Anfang der 1950er Jahre nur noch der Sockel des Millennium-Denkmals, das 1896 zur 1000-Jahrfeier der Landnahme der Ungarn errichtet wurde. Es war an der östlichsten Stelle des Bergrückens von der ungarischen Regierung aufgestellt, war 18 m hoch und stellte einen asiatischen Krieger dar. Es war von Weitem zu sehen. Den Siebenbürger Sachsen war das „Àrpad-Denkmal“ ein Dorn im Auge, da im sächsischen Kronstadt, wie auch in ganz Siebenbürgen, die Ungarn der Habsburger Monarchie nur die „Ungarn“ kannten und alles magyarisieren wollten. Bei einigen Sprengversuchen wurde das Denkmal beschädigt und beim Einfall der Rumänen 1916 in Siebenbürgen endgültig zerstört und nicht mehr aufgebaut. Der Kopf des Kriegers befindet sich aber in der evangelisch-ungarischen Kirche in Kronstadt und wird mit Vorliebe ausländischen Touristen gezeigt.

stunde vor dem Denkmal teilnehmen. Es gab sogar einige Leute, die weinten, – so kurzlebig und wandelbar ist die Geschichte. Später wurde eine Bronzestatue an einer anderen Stelle aufgestellt. Auch auf der Zinne war der Schriftzug „Stalin“ mittels Bäumen gepflanzt, der weit sichtbar war, sogar von der Hauptbahnstrecke war er deutlich erkennbar. Hier stand

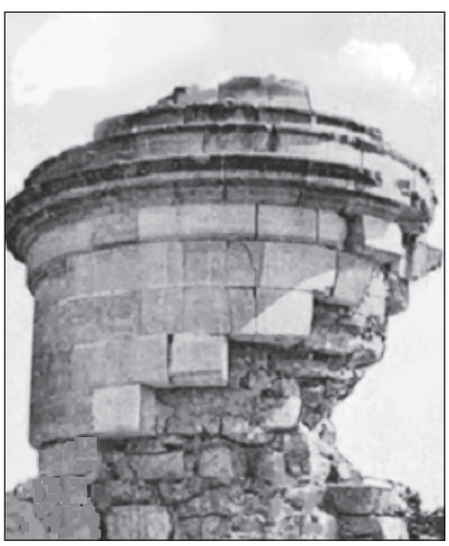
früher das Millenniumdenkmal, das 1896 von den Ungarn zur tausendjährigen Landnahme eingeweiht wurde. Wir fanden nur noch den Sockel des Denkmals vor, das im Ersten Weltkrieg zerstört wurde.
Ich erinnerte mich an das Jahr 1944, wo auf der Mediascher Burg, auf dem Haltrichgrund ein großes weißgetünchtes „V“ stand, für „Viktoria – der Sieg“, das auch von der Bahnstrecke Klein-Kopisch–Mediasch und aus dem Stempelwald deutlich zu sehen war. Dazu gab es auch eine Studentenfrage: „Warum laufen alle Hunde hinter den Kraftfahrzeugen her?“ Die Autokennzeichen der Stadt und Region Kronstadt trugen das Zeichen **„OS“** für „Oraşul Stalin“. Da „**os**“ aber auf Rumänisch und lateinisch Knochen heißt, ist es nicht verwunderlich, dass die Hunde den Knochen hinterher liefen.
Von den 100 Studenten waren 14 Sachsen, aus Kronstadt und Umgebung, Mediasch und Mühlbach. Ursprünglich war die Studienzeit für acht Semester geplant, wurde aber auf neun Semester für die Diplomarbeit verlängert.

Appell in den Seminaren

Im 1. Semester hatten wir nur Allgemeinfächer, darunter Mathematik, Physik, Chemie, darstellende Geometrie, Mechanik, Sport, aber auch Dialektischen und Historischen Materialismus und Russisch. Diese letzten beiden Fächer waren den meisten Studenten verhasst, aber man musste da eben durch. In den Vorlesungen bestand Anwesenheitspflicht, eine Liste ging durch die Reihen, die unterschrieben werden musste. Mogeln gab es dabei nicht. In den Seminaren wurde namentlich Appell gemacht. Ab dem dritten Semester hatten wir bereits Fachgegenstände, darunter: Festigkeitslehre, Elektrotechnik, analytische Geometrie, technisches Zeichnen, Maschinenelemente, Thermotechnik.

Verbotene Schreibmaschinen

Die meisten Professoren für die technisch ausgerichteten Fächer waren ehemalige Diplom-Ingenieure aus der Praxis, die aber auch im Lehramt seit längerer Zeit große Anerkennung fanden. Einige hatten auch ein Auslandsstudium abgeschlossen. Wir mussten Facharbeiten, Zwischenprojekte und Berichte von Laborversuchen erstellen und zeitgerecht abgeben, sonst wurden wir nicht zur Prüfung zugelassen. Taschenrechner gab es nicht, dafür hatten wir aber Rechenschieber, der Besitz von Schreibmaschinen war damals verboten. So wurden alle schriftlichen Arbeiten von Hand verfasst.
Der Umgang mit den Rechenschiebern war für die Absolventen von technischen Mittelschulen kein Problem, da sie bereits mehrere Jahre damit gearbeitet hatten. Unterricht hatten wir mindestens fünf Stunden täglich von 8 bis 13 Uhr, auch samstags.

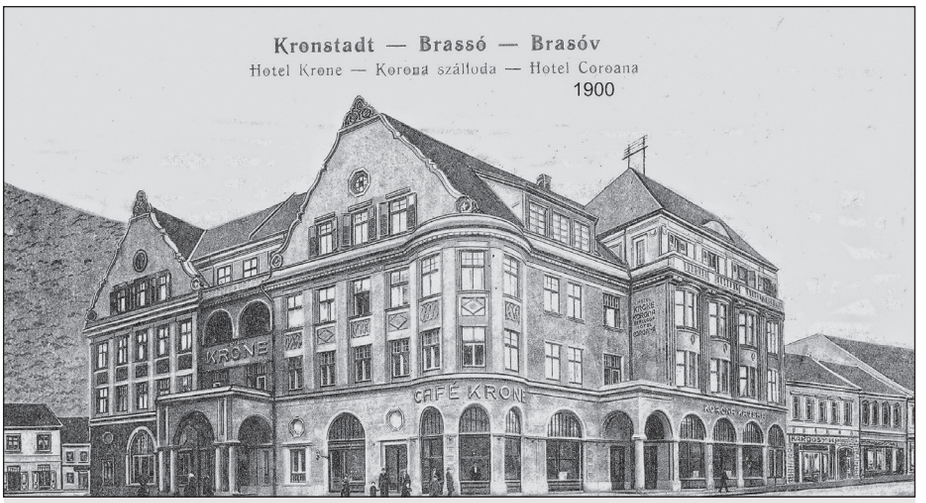


Der Sockel des geschleiften Milleniumsdenkmals 1951

Eine Unterrichtsstunde betrug 50 Minuten, meist wurden aber Doppelstunden gehalten Die Professoren unterrichteten nach einem Programm, das vom Ministerium für Unterricht vorgesehen war. Folien waren unbekannt, selten wurden Epidiaskope verwendet, um uns einige Bilder zu präsentieren.
Riesengroße schwarze Wandtafeln boten den Dozenten viel Platz für Beweisführungen und Berechnungen. Farbige Kreide gab es nicht. Bei den Prüfungen gab es keine Ausweispflicht, wir waren ja den Assistenten, die die Prüfungsaufsicht hatten, namentlich bekannt.
Nach jedem Semester mussten wir vier bis sechs Prüfungen ablegen, für jede gab es mehrere Tage Vorbereitungszeit.
In den Fächern, in denen keine Prüfung vorgesehen war, gab es Kolloquien, also mündliche Prüfungen. Die Prüfungen waren sowohl schriftlich als auch mündlich. Bei der mündlichen Prüfung wurden Zettel mit mehreren Fragen ausgegeben. Bei den mündlichen Kolloquien ebenfalls, da gab es als Zensur aber nur „bestanden“ oder „nicht bestanden“.
In den ersten beiden Semestern hatten wir Bewertungsnoten von Eins bis Zehn, später dann „ungenügend“, „genügend“, „gut“ und „sehr gut“.

Lernen ohne Fachbücher

Fachbücher hatten wir keine, wir mussten uns Notizen machen, die Professoren hielten die Vorträge aber so, dass man vernünftig mitschreiben konnte. Nebenbei sei bemerkt, dass diese Unterlagen mir auch später sehr wertvolle Dienste für meine berufliche Tätigkeit geleistet haben. Ein Pelikan-Füllfederhalter mit 14-karätiger Goldfeder, gekauft noch in der *Buchhandlung Hans Hardt* in Mediasch, hat die neun Semester fast abnutzungsfrei überlebt. Kugelschreiber tauchten erst 1955 auf, Minenstifte ebenfalls zu jener Zeit.
Im technischen Zeichnen arbeiteten wir im Zeichensaal auf einfachen großen Tischen mit Reißbrett, Zirkel und T-Reißschiene. Zu Hause mussten wir dann die Tuschezeichnung fertigmachen. Von Pelikanpatronen und Rotringfedern hatten wir keine Kenntnis, unsere Ziehfedern bestanden aus einem Haltegriff mit zwei Schenkeln, mit denen man die Strichstärke einstellen konnte, und die mit einer normalen Feder tropfenweise aus einem Tuschefläschchen nachgefüllt werden mussten.
Dreikantlineale mit verschiedenen Maßstäben, Schablonen oder Filzstifte kannten wir nur von Bildern. Beschriftungen haben wir per Hand mit Redisfedern mit Rundkopf und verschiedener Stärke gemacht. Das waren die Zeiten, in denen wir etwas gelernt hatten.
In den letzten Semestern hatten wir nur noch Fachgegenstände, darunter



Das Hotel „Krone“ am unteren Ende der Purzengasse, um 1900
Bildarchiv Siebenbürgeninstitut, Gundelsheim

Das Hotel Krone wurde in den 1950er Jahren teilweise zum Studentenheim umfunktioniert. Der zur Purzengasse hin gelegene Flügel blieb Hotel, der Seitenflügel in der Schustergasse war Unterkunft für die Studenten. Der Eingang zum Heim war neben dem Durchgang in den Hotelgarten. Um zum Mechanik-Institut zu gelangen, mussten wir Studenten nur die Straße überqueren.

Ausrüstungen und Maschinen des Gießereiwesens, Ofenbau, Sicherheitstechnik, Kräne und Hebezeuge, Planung und Organisation. Für alle Laborversuche hatte ich eine besondere Vorliebe. Ich habe alle Versuche in meiner Freizeit und im Alleingang ungestört mindestens noch einmal durchgeführt. Im Chemielabor hatten wir freien Zugang zu den Chemikalien. Ich stellte Wasserstoff aus Zink und Salzsäure her und füllte Luftballons damit. Es wurden sogar Wetten abgeschlossen, wie hoch diese Ballons fliegen könnten. Natürlich gelangen unsere Versuche nicht immer. Wir durften sogar Knallerbsen aus Silbernitrat herstellen und wurden dazu sogar angewiesen. Dann ballerten wir eben bei verschiedenen Gelegenheiten, auch zu Silvester, herum, und niemand hat sich dabei aufgeregt.

In meiner Freizeit ging ich öfters in die „Tractorul-Werke“ und machte Versuche im Gießereilaboratorium. Die Bibliothek der Hochschule war reichlich mit rumänischen und russischen Büchern bestückt. Diese Bücher waren aber auch meist zusammengefasste Berichte, die aus westlichen Dokumentationen kopiert wurden. Es gab auch wenige deutsche Bücher, für die benötigte man aber eine Sondergenehmigung des Dekans, und sie durften nicht ausgeliehen werden. Ich hatte es besonders gut, denn mein Vater besaß viele Fachbücher und vor allem den „Brockhaus 1941“, Und mein Großvater, der Mathematik-Lehrer war, hatte Mathematik- und Geometriebücher. Auch besaßen meine Großeltern, neben anderen Büchern, den „Meyers Lexikon 1923“.

Alle diese technischen Bücher studierte ich bei meinen Heimfahrten gründlich, daneben besorgte ich mir einige Bücher der Serie „Du und der Motor“, „Der Mensch fliegt“, „Die Welt in der Retorte“ aus dem Jahr 1936, die ich mit Begeisterung las. Ich kaufte mir auch aus einem Antiquariat des Ingenieurs Taschenbuch, „Hütte, Band 1, Ausgabe 1941“ (80 Lei), um das mich viele Studenten beneideten.

Domizil in der „Krone“

Während der gesamten Studienzeit wohnten wir in der „Krone“ in Zwei- bis Fünf-Bett-Zimmern, hatten nur einen Straße zu überqueren und waren dann im Hochschulbereich. Diese hieß früher Schustergasse, was ich aber erst viel später erfuhr. Im Zimmer hatten wir Waschbecken, die Toiletten und Duschräume waren am Korridor. Alles war sehr sauber und gepflegt. Die Zimmer wurden jährlich nach einer Liste zugeteilt, die Zimmerkollegen ebenfalls, wählen konnte man nicht, manchmal konnte man aber untereinander tauschen. Wenn wir ein Zimmer gegen den Hotelgarten der *Krone* hatten, konnten wir auch das Gartenorchester bis 24 Uhr hören. Es wurden bekannte Melodien von Strauß, Lehar und Kalman gespielt, mit denen ich sehr gut lernen konnte. Frühstück, Mittagessen und Abendessen bekamen wir in der ehemaligen Redoute, in der Hirschergasse, unweit der Schwarzen Kirche.

Küchendienst mit Klavier

Dreimal täglich machten wir zum Essen einen kleinen Spaziergang durch die Purzengasse. Einmal im Monat hatten wir Küchendienst, d. h. wir mussten das Essen überwachen, ohne dabei tätig zu werden. Im Esssaal gab es ein Klavier, das ich bei dieser langweiligen Tätigkeit regelrecht bearbeiten konnte. Für das Essen gab es monatliche Essbons, die meisten Studenten hatten Stipendien, damit war Kost und Quartier abgedeckt, Taschengeld gab es keines. Einige Studenten mit gutem Notenschnitt hatten auch noch einen Sonderzuschlag von 50 Lei (*bursă de merit)* monatlich. Ich gehörte auch dazu, habe den Zuschlag in den neun Semestern nur einmal, wegen Russisch, verloren.

Die Prüfungen habe ich immer gut bestanden, ohne Nachprüfung, war auch nie ernsthaft krank. In den Pausen hatten wir Gelegenheit, uns an einem Studentenbuffet zu verköstigen. Es gab *Eugenia*-Kekse und 100 Gramm *Rahat* für 1 Leu. Zu Beginn des ersten Semesters erschienen viele von uns in kurzen Hosen, da es sehr warm war. Dem wurde schnell ein Ende gesetzt, nachdem man uns in einer Karikatur auf der Wandzeitung festgenagelt hatte. Später trugen die meisten Pumphosen oder lange Hosen, Jeans gab es nicht. Eine Jacke mit offenem, aufgeschlagenem Hemdkragen, ohne Krawatte war sehr praktisch. Auch in die Prüfungen gingen wir so gekleidet. Modische Kleidung war streng verboten die „Moda Malagamba“ (nach einem

sehr auffällig gekleideten rumänischen Schlagzeuger, Dirigenten und Komponisten) war sehr verpönt.
In den Vorlesungen wurden oft auch Knobelaufgaben von Professoren gestellt, die dann nachher mathematisch „bewiesen“ wurden. Den Fehler mussten wir zuerst aber selber finden. In Mechanik hatten wir einen Dozenten, der in jeder Vorlesungsstunde den Namen eines Studenten aus dem Katalog aufrief und über die letzte Vorlesung ausfragte. Da mussten wir uns schon anstrengen, allein um einer Blamage vor dem ganzen Jahrgang zu entgehen. In den letzten Semestern hatten wir dann nur Spezialfächer wie Gießereitechnik, Ausrüstungen und Sicherheitstechnik, Kräne und Hebemaschinen, Industrieöfen, Planung und Organisation, sowie individuelle Projekte und Fachreferate.

Ergebnis vorweggenommen

Ein besonderes Ereignis wäre erwähnenswert. Nach den Prüfungen konnten wir uns die erhaltene Zensur in ein Studentenbüchlein eintragen lassen. Nach einer Russischprüfung ging ich auch zur Dozentin, um mir den Eintrag zu sichern. Diese sah in der Liste nach, die auf dem Tisch lag, und ich konnte einen Blick hineinwerfen. Mit Erstaunen stellte ich fest, dass ein Kollege von mir, der in einer anderen Gruppe war, aber die Prüfung noch nicht abgelegt hatte, als *Nicht bestanden* eingetragen war. Ich erwähnte das und meinte, es sei ein Fehleintrag. Prompt kam die Antwort der prüfenden Dozentin: „Es ist kein Fehler, er wird sie nicht bestehen.“
Wir waren entsetzt. Doch wenn jemand nicht gut angesehen war, konnte man nichts dagegen tun, ein Widerspruch war zwecklos. Der Kollege fiel bei der Prüfung tatsächlich durch, konnte aber die Nachprüfung bestehen.
In einer Zeichenstunde unterhielten sich einige deutsch sprechende Studenten (auch einige rumänische Kollegen sprachen Deutsch) über eine graphische Konstruktion, in der auch rumänische Fachausdrücke, vermischt mit deutschen Wörtern,

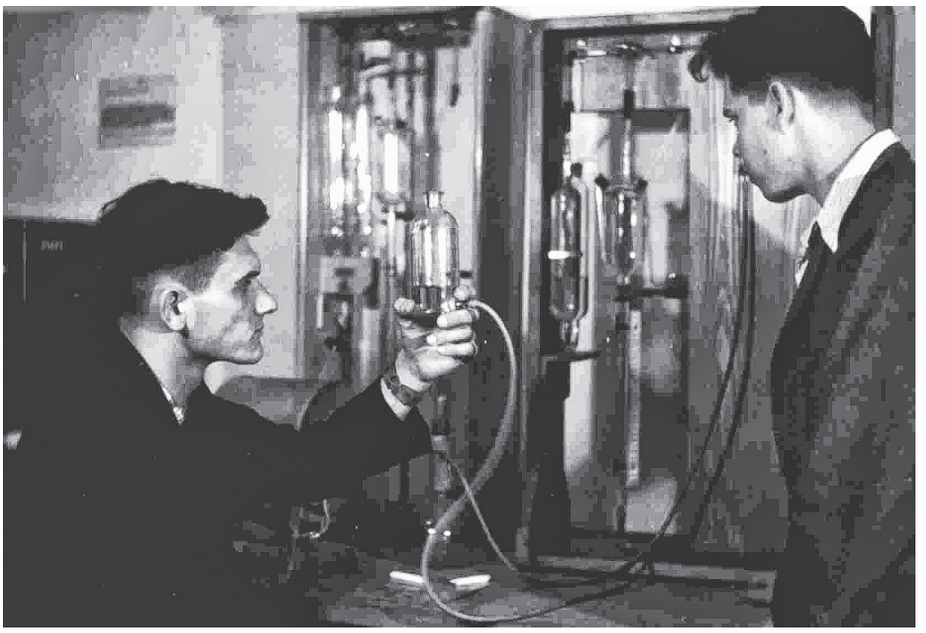
Blick am Schwarzen Turm vorbei auf die Schwarze Kirche (1958)

vorkamen (die deutschen Ausdrücke kannten wir meist nicht). Bei einer von uns gestellten Frage über die „*Linia de fugă*“ trat der Dozent, der zufällig mitgehört hatte auf uns zu und sagte in perfektem Deutsch: „Das heißt Fluchtlinie“.
Im 5. Semester teilte man unseren Jahrgang in drei Fachgruppen ein. Es standen zur Wahl Auto- und Motoren, Technologie des Maschinenbaus und Gießereitechnik. Natürlich konnte man wählen, aber das war alles nur pro forma. Ich wählte Auto- und Motoren, wurde aber der Gießereiabteilung zugewiesen. Jeder Protest half nichts, es blieb dabei. Es hat mir aber später auch nicht leid getan, dadurch erhielt ich eine besondere Vorliebe für Energietechnik und Industrieöfen, was mir in meinem späteren Beruf im Gasfach und der Feuerungstechnik bei Industrieöfen sehr von Nutzen war.

A- und B-Serien

In unserem Institut Kronstadt gab es anfangs neben der „A-Serie“, an der die Studenten mit Aufnahmeprüfung und abgeschlossenem Abitur teilnahmen, auch eine so genannte „B-Serie“. Das waren gut angesehene Fachleute aus der Industrie, ohne Abiturabschluss, aber in der Produktion bewährt und vor allem gute Parteileute, denen man ein Hochschulstudium zumuten konnte. Nach einem Vorbereitungsjahr, in dem sie hauptsächlich Mathematik und Physik nachholen mussten, konnten sie das zweijährige Maschinenbaustudium beginnen. Nach gutem Erfolg erhielten sie auch die gleiche Qualifikation wie wir als Diplom-Ingenieure. Natürlich erhielten sie während des Studiums das volle Gehalt, das sie vorher in der Industrie hatten.
Schon bei den ersten Absolventen dieser Serie lief alles schief. Die meisten wurden den Erwartungen nicht gerecht, man erklärte ihre Diplome für ungültig und stufte sie zu Technikern herab. Man gab ihnen aber die Möglichkeit, noch zwei Jahre weiter zu studieren, bei vollem Gehalt. Die Meisten entschlossen sich zu diesem Weg. Anfangs liefen beide Serien parallel als „A“ und „B“. Die „A“ waren immer die „Bösen“ und „Undisziplinierten“, die anderen die „Vorbilder“. Im Laufe unseres neunsemestrigen

Studenten lösen in Kronstadt im Jahre 1953 Aufgaben mit Hilfe von Rechenschiebern. *Foto Rudolf Hann †*



Studenten bei der Bestimmung des Kohlenstoffgehalts einer Stahlprobe in der Mechanische Fakultät der Hochschule in Kronstadt, 1954 *Foto Rudolf Hann †*

Studiums schloss man beide Serien zusammen, das waren dann etwa 300 Studenten, die gemeinsame Vorlesungen hatten. Die Seminare wurden aber in einzelnen gemischten Gruppen abgehalten. Bei den Prüfungen war dann der Teufel los, viele der „B-Serie" fielen durch oder blieben dem Studium fern.

In unserer Studentenunterkunft hatten wir auch eine Zahnarztpraxis, in der die Studenten gratis behandelt wurden. Als Einrichtung gab es neben dem beschränkt schwenkbaren Tisch und dem einfach verstellbaren Sessel eine einzige Bohrmaschine mit Fußpedalbetätigung. Während des Bohrens passierte es öfters, dass ein von Schmerzen gequälter und geplagter Student einen unfreiwilligen Duft abließ. Dann wurde die Bohrarbeit unterbrochen, und die Zahnärztin und ihre Helferin verließen wortlos den kleinen Raum, bis sich der unangenehme Geruch verzogen hatte.

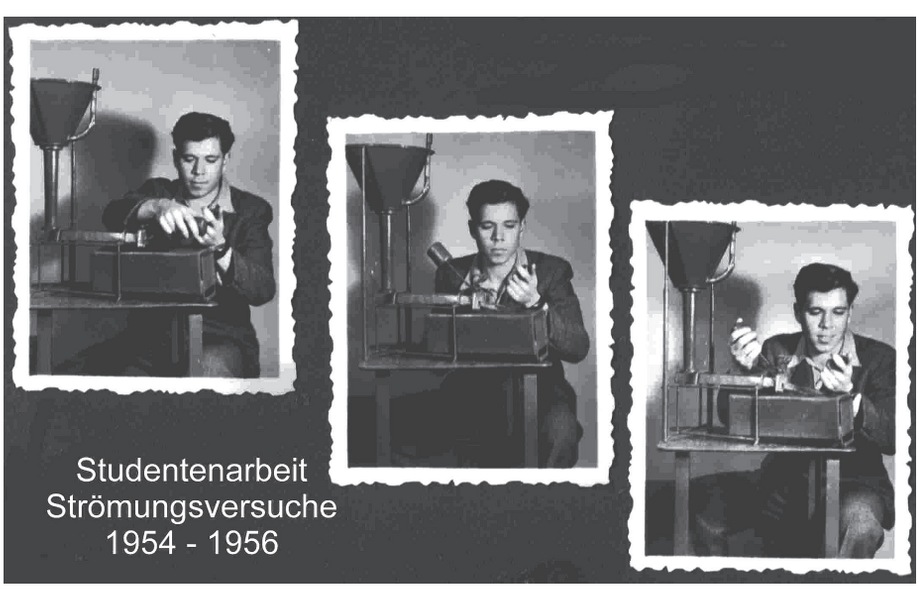
Praktikum und Ernteeinsatz

Während der Sommerferien mussten wir einen Monat lang bei Firmen, zu denen wir geschickt wurden, ein Praktikum machen. Wir wurden großen Abteilungen zugeteilt, zum Beispiel Gießerei, Werkzeugschlosserei, spanende Bearbeitung, elektrische Instandhaltung, Spenglerei oder Zeichenabteilung. Ein Heft mit der Beschreibung der Tätigkeit und entsprechenden Skizzen wurde angelegt, das wöchentlich vom verantwortlichen Diplom-Ingenieur, dem wir zugeteilt waren, unterschrieben werden musste. Anschließend gab es ein mündliches Gespräch über diese Tätigkeiten, und wir erhielten eine Bewertung unserer Praktikumszeit. Es kam auch vor, dass die Vorlesungen auf höheren Parteibefehl unterbrochen und wir auf Lastwagen verladen wurden und beim Einbringen der Ernte in der Landwirtschaft mithelfen mussten. Kalte Tage erlebten wir, als wir bei ähnlichen Aktionen im Winter auf die Gemeinden fahren mussten, um die Bauern zu überzeugen, in die Kollektivwirtschaft einzutreten. Da gab es oft hässliche Worte oder wir wurden zur Erwärmung mit einem Schnaps „abgekanzelt". Um bei Großveranstaltungen oder bei politischen Ansprachen und Festreden die Säle zu füllen, wurden oft auch Studenten und Schüler als Füllmaterial verwendet.

In meiner Freizeit machte ich auch Privatarbeiten für andere Studenten gegen Bezahlung. Das waren Zeichnungen, Berechnungen, Mathe- und Physikaufgaben und auch Projekte. Ich benötigte dieses Nebeneinkommen für Bergwanderungen, Kino- oder Konzertbesuche oder Theatervorstellungen, um nicht auf die Unterstützung meiner Eltern angewiesen zu sein. Eine freiwillige Studentenarbeit zu einem selbst gewählten Thema machte ich ebenfalls. 1955 hielt ich einen Vortrag über Eingusssysteme in Sandformen und entwickelte dafür eine eigene Berechnungsmethode.

Zweiter Landespreis

Daraufhin bekam ich von der Hochschulleitung den Auftrag, praktische Messungen durchzuführen, um meine theoretischen Berechnungen zu bestätigen. Dazu wurde nach meinen Skizzen eine hydraulische Versuchsstrecke gebaut, auf der ich Messungen mit Wasser machte. Die Ergebnisse rechnete ich dann auf flüssiges Gusseisen um und konstruierte entsprechende Berechnungs-Nomogramme. 1956 erhielt die Arbeit den Zweiten Landespreis der Studenten



Der Autor bei der Durchführung von Strömungsversuchen *Foto Rudolf Hann †*

in Temeschburg und wurde außerdem vom Verein der Ingenieure und Techniker in Kronstadt (A.S.I.T.) mit 1000 Lei prämiert. Das war damals viel Geld.
Freiwillig habe ich auch kostenloses Korrekturlesen von Manuskripten einiger Professoren durchgeführt, besonders in Wärmelehre, Industrieöfen und Metallographie. Auch dieses Wissen, welches ich mir dabei angeeignet habe, war mir für meine spätere Berufstätigkeit äußerst wertvoll.
Im dritten und vierten Semester hatten wir nur nachmittags Unterricht und Seminare. Das war sehr günstig, wir konnten lange schlafen, versäumten dann aber das Frühstück, gingen aber öfters in Generalproben von Konzerten, und zwar gratis. Manchmal besuchten wir auch Gerichtsverhandlungen und hörten uns die öffentlichen Prozesse an. Ein Mediascher Handballer hatte sich mit der Frau eines Mathematik-Professors verbandelt, und die Studenten, die sich bei dem Prozess amüsierten, sind alle in der Prüfung durchgefallen. Ich war Gott sei Dank nicht dabei.

Rundreise durchs Land

Nach dem achten Semester des Studiums, 1955, machten wir auch eine von der Hochschule organisierte Rundreise durch das Land. Die Reise ging von Kronstadt mit dem Zug über Klausenburg, Großwardein, Arad, Temeschburg, Reschitza, Craiova, Bukarest, Braila, Jassy, Paşcani und Kronstadt. Wir haben vieles gesehen und erlebt, geschlafen haben wir im Zugabteil mit sechs Mann, zwei auf den Sitzbänken, zwei in den Gepäcknetzen oben, einer am Boden und einer in einer Hängematte zwischen den Netzen. Unser „Schlafwaggon“ wurde an verschiedene Lastzüge angehängt, meist erfolgten die Anschlüsse planmäßig, öfters gab es auch längere Wartezeiten auf einem Abstellgleis in den Bahnhöfen. Am schönsten waren immer die Fahrten, besonders der Donau entlang, wenn wir auf offenen Güterwagen Sonnenbad machen konnten. Manchmal durften wir auch auf der Lokomotive

Das alte Kronstädter Bahnhofsgebäude mit Dampflok, lange vor der Zeit, über die in diesem Beitrag berichtet wird *Bildarchiv Siebenbürgeninstitut (Gundelsheim)*

mitfahren, mussten dann aber Kohle aus dem Tender in den Feuerraum des Kessels schaufeln. Auch Firmenbesichtigungen haben wir gemacht, am besten hat uns die Zigarettenfabrik in Bukarest gefallen.
Als Student hatte ich nicht viel Freizeit, da ich verschiedene Laborversuche freiwillig wiederholt habe. Einmal im Semester fuhr ich übers Wochenende mit dem Zug nach Hause. Die Heimfahrten erfolgten vom alten Bahnhof in Kronstadt (der Mediascher Bahnhof war übrigens auch der alte), der von unsrer Unterkunft etwa 30 Minuten Fußmarsch entfernt war. Die Busse gingen alle zu ungünstigen Zeiten und sehr unregelmäßig. Mühsam musste ich meinen Holzkoffer schleppen, der heimwärts viel leichter war als zurück nach Kronstadt. Manchmal wurde ich auch von meinen Eltern in Mediasch mit dem „Wiesel-Wägelchen“ erwartet.
Fasching und Silvester waren obligatorisch. Auch in Mediasch feierten wir öfters Fasching, Kronstädter Freundinnen und Freunde waren auch dabei. Besonders schön waren damals die Spaziergänge im Schnee durch die mit Raureif bedeckte Landschaft oder die Schlittenfahrten auf der Hulla. Monatlich bekam ich auch ein Paket mit Lebensmitteln von zu Hause, Weihnachten fiel meist in die Vorbereitungszeit für die Prüfungen, zu Ostern gab es immer Unterricht, zum Bespritzen gingen wir aber immer. Über das Wochenende fuhren wir bei schönem Wetter in die Berge, Hohenstein, Schuler, Butschetsch, Krähenstein, Königstein oder der Sankt-Annensee waren leicht zu erreichen. Im Winter fuhren wir Ski in der Schulerau, für die Sommertouren hatten wir die Fahrräder dabei. Bei Regenwetter gab es private Tanznachmittage, die Musik machten wir uns selbst, Klavier, Akkordeon, Gitarre oder Mundharmonika spielte fast jeder von uns. Auch an öffentlichen Veranstaltungen in Kronstadt und den umliegenden Gemeinden nahmen wir auch manchmal teil. Besuche der Gottesdienste in der Schwarzen Kirche erfolgten selten. Von älteren Kronstädtern erfuhren wir vieles über die traditionsreiche Geschichte der Stadt, die durch zahlreiche Dokumente, Postkarten oder Fotografien belegt wurde.
Während des zweiten Studiensemesters wäre ein politisches Ereignis erwähnenswert. Einige Studenten mit guten Zensuren wurden für ein Studium in die Sowjetunion vorgeschlagen, und ich war auch darunter. Begeistert davon war ich nicht, da mir noch das Ende des Zweiten Weltkrieges mit den vielen Todesopfern und die Russlanddeportation allgegenwärtig war. Ablehnen konnte ich natürlich nicht, aber ich versuchte mich durch verschiedene Notlügen herauszuhalten. Als einziges Kind sei ich Familienernährer, sogar die Großeltern seien auf mich angewiesen, ich selbst sei auch nicht sehr gesund und nicht besonders belastbar und anderes Bla-Bla. Alles wurde protokolliert, dann kam die große Wäsche. Alle Studenten wurden an einem Abend dringend zusammengetrommelt, und die Verweigerer mussten klare Rede und Antwort stehen. Ich war nicht darunter. Jedenfalls dauerte die Sitzung die ganze Nacht, und einige

Kronstadt noch ganz gemächlich, mit der Dampf-Straßenbahn in der Klostergasse und am Rathausplatz

sture Verweigerer wurden deswegen sogar vom Studium ausgeschlossen.
Im Jahr 1953 wurde von den Ostblockstaaten das IV. Große Jugend- und Studentenfestival in Bukarest abgehalten. Ich wurde in den Sommerferien nach einem Vorbereitungskurs als Dolmetscher einer finnischen Gruppe zugeteilt und konnte somit durch Gespräche und späteren Briefwechsel auch etwas über unseren eingeschränkten Horizont hinausblicken.

Staatsexamen

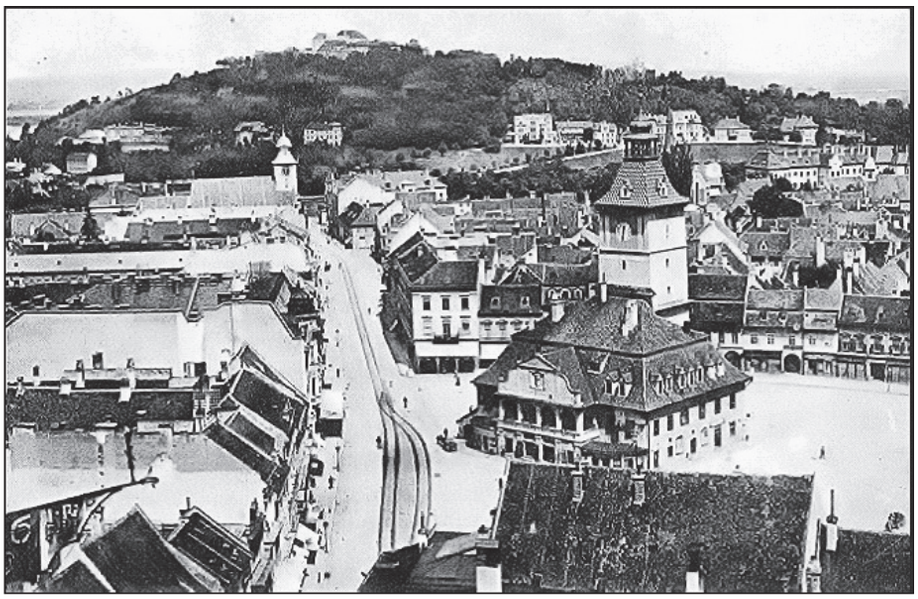
Das neunte Semester war ausschließlich für die Diplomarbeit gedacht. Mein Abschlussprojekt war, die „Mechanisierung des Gießereiprozesses in einem Lastkraftwagenwerk" zu berechnen und die notwendigen Zeichnungen und Diagramme zu erstellen. Die Daten musste ich mir im Traktorenwerk (vormals Flugzeugfabrik I. A. R) und in der „Steagul Roşu" (vormals Waggonfabrik ASTRA Română) mühselig zusammentragen. Kurz vor der Staatsprüfung wurde ich zur Personalabteilung (*Cadre*) gerufen und gefragt, ob ich noch immer der Meinung sei, dass man einen Motor, auch ohne wissenschaftlichen Marxismus zu kennen, konstruieren könnte. Ich war baff, denn in den ersten Studientagen hatten wir ein Gespräch zu dritt in unserem Zimmer, und ich hatte tatsächlich diese Frage gestellt, ob es notwendig sei, marxistisch zu denken, um einen Motor zu bauen. Also war einer meiner Zimmerkollegen ein Spitzel, der das gemeldet hatte. Nachdem die Stalinzeit aber vorbei war und ich noch einiges dazu gelernt hatte, konnte ich mich doch herauswursteln. Ich sagte, ich hätte eingesehen, dass ein guter Motor, der im Sozialismus konstruiert wird, nicht in ein rückständiges kapitalistisches Lager verkauft werden dürfte, die Kapitalisten hätten noch viel von uns zu lernen, und der Vorsprung des Sozialismus, angeführt von der glorreichen Sowjetunion, müsste gesichert werden für ein besseres Leben der Arbeiterklasse. Das wars, ich durfte zur Abschlussprüfung.
Abends spielten wir fast immer Karten, und zwar Poker, dabei konnte man höchstens 4 Lei verlieren, die in eine Gemeinschaftskasse gingen. Wir besuchten Kinos, Theater oder Konzerte und ließen es uns gut gehen. Bier und Wein konnten wir uns nicht sehr leisten. An mehreren Tagen in der Woche fuhren wir zur „Steagul Roşu" um Lkw-Fahren zu lernen. Gegen ein geringes Trinkgeld ließen uns die Fahrer bei Probefahrten das Fahrzeug lenken. Ein Unfall ist nie passiert.
In der *Steagul Roşu* wurden damals Lastkraftwagen hergestellt. Zwei britische Leyland-Lkws wurden über Umwege gekauft, zerlegt, abgezeichnet, chemische Analysen und metallografische Proben von den einzelnen Bestandteilen gemacht. Alles war streng geheim und bewacht. Auch mit anderen Fabrikaten wurde ähnlich verfahren. Gelegentlich wurden auch Studenten für Zeichnungen herangezogen. Schließlich wurde ab 1954 der rumänische Lkw Typ SR-101, der nach dem sowjetischen Modell „Zis" gebaut wurde, in Serie hergestellt.
Meine Diplomarbeit richtete sich hauptsächlich auf diesen Typ aus. Die Studie musste handgeschrieben und eingebunden werden, einschließlich mit den in Tusche gefertigten Zeichnungen und Diagrammen, sowie mit Angabe der verwendeten Literatur, die hauptsächlich russisch war. Diese Arbeit wurde von Referenten und Koreferenten bewertet, dann musste sie verteidigt werden. Die Zuhörer waren Professoren, Studenten und Fachleute aus der Industrie. Die gestellten Fragen konnte ich mit Leichtigkeit beantworten, es war ja mein bearbeitetes Fachgebiet, dann war ich frischgebackener Diplom-Ingenieur.
Nach dem Staatsexamen machte ich noch mit zwei Freunden eine Gebirgstour auf den Königsteins durch die Westwand. Damals gab es noch die obere Hütte, wir hatten Edelweiß gepflückt und sie sorgfältig in Wasser gestellt. Zunächst waren wir allein in der Hütte, dann kamen einige Bergsteiger aus (Sowjet)-Russland. Sie übernachteten mit uns in einem Gemeinschaftsraum, am nächsten Morgen waren die Edelweiße weg. Dann ging es nach Hause. Am Bahnhof erwarteten mich meine Eltern, und der „frischgebackene Ingenieur" nahm eine Kutsche, und wir fuhren auf den Zekesch. Zurückdenkend kam ich mir damals fürchterlich gescheit vor, aber das dauerte nur drei Tage, dann holte mich die Wirklichkeit wieder ein.

Spätfolgen des Studiums

Mein Abschlussdiplom, ausgestellt von der Hochschule in Kronstadt, lautete auf den Namen Iosif I. Schuster, das Geburtsdatum war nicht angegeben, eine Fotografie war auch nicht vorgesehen. Bei der Anerkennung und Gleichstellung in Deutschland gab es keine Probleme, da ich den Original-Notenspiegel besaß. Dafür gab es aber Schwierigkeiten bei den lokalen Behörden. Das kam

so: Nach dem Wunsch meiner Eltern sollte ich Erwin S. heißen, dann hätte ich Namenstag gerade am Geburtstag meines Vaters gehabt. Beim Magistrat sagte man meinen Eltern, der Vorname meines Vaters müsse vorangestellt werden. So schön, so gut, wurde auch akzeptiert. Im Laufe der Zeit, während der Schulausbildung, wurde Erwin weggelassen, und ich hieß einfach Josef S., später Iosif. Auch gut, ich machte mir keine Gedanken darüber, und im Hochschuldiplom wurde ich dann Iosif I. Schuster.

Das war dann den deutschen Behörden recht böhmisch, das war dann eben nicht ich, Zeugnisse und Personaldaten stimmten nicht überein. Zumal ich im Registrierschein die richtige Namensfolge angegeben hatte. Aber es halfen keine Einwendungen. Ich musste nach Mediasch fahren und dort die Sache regeln, mein Taufschein spielte dabei auch eine wichtige Rolle.



Die Dampf-Straßenbahn funktionierte zwischen 1892 und 1920.

Arbeitslos, überqualifiziert

In Deutschland war ich zunächst arbeitslos und für viele Unternehmen überqualifiziert. Da ich sowohl eine Technikerausbildung mit einem sechs Monate langem Praktikum besaß, kam mir die Idee, mich als Fachhochschul-Ingenieur zu bewerben und die entsprechende Qualifikation als Dipl.-Ing. (FH) zu beantragen. Ich ging davon aus, die notwendigen Voraussetzungen zu besitzen, und verlangte folglich eine Nachdiplomierung. Weit gefehlt. Die Antwort vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus aus München kam umgehend. Es scheiterte an der Technikerausbildung. In Deutschland muss das berufliche Praktikum *vor* der theoretischen Ausbildung erfolgen, bei meiner Ausbildung erfolgte das Praktikum *während* der Berufsausbildung. Damit basta. In Bayern gehen die Uhren eben anders. Trotzdem habe ich an meinem 50. Geburtstag eine Stelle als Messtechniker in München bekommen.

Während meiner Berufstätigkeit in Mediasch, als Leiter der Thermotechnischen Forschungsabteilung der Erdgasgesellschaft, hatte ich gute Kontakte zu verschiedenen Persönlichkeiten und wissenschaftlichen Instituten, aber auch zu ausländischen Firmen. Man überzeugte mich, das Doktorat im Fachbereich Thermotechnik zu machen. Ich hatte bereits einen Zuschuss zum Gehalt, aber mit dem Doktorat wäre er höher gewesen. Ich schrieb mich also am Polytechnikum in Temeschburg ein (Doktorvater Ion Vlădea) und wurde auch zugelassen. Thema, Prüfungen und Doktorarbeit wurden festgelegt. Vor der Dissertation mussten einige Pflichtprüfungen abgelegt und mehrere Referate abgehalten werden. Dabei war die erste mündliche Prüfung Dialektischer Materialismus als Ausschlussprüfung vorgesehen. Termingerecht stellte ich mich in Klausenburg, erhielt als Thema „Die Kunst in Rumänien aus sozialistischer Sicht“, das ich schön „herunterlaberte.“ Nach einiger Zeit bekam die überraschende schriftliche Antwort: „Nachdem sie in der Prüfung in Dialektischem und historischem Materialismus einen Punkt weniger erhalten haben als die Promotionsordnung vorsieht (sic!), sind sie von der Aspirantur ausgeschlossen“. Auf die Nachfrage, wie viele Punkte erreicht werden mussten, erhielt ich keine Antwort. Doch es blieb nicht beim ersten Versuch. 1967 schrieb ich mich erneut zum Doktorat in Klausenburg ein (Doktorvater Bazil Popa). Die vorausgehenden Pflichtprüfungen waren nicht mehr notwendig, dafür war eine Aufnahme-Zulassungsprüfung erforderlich mit Empfehlung der Partei. Diese bekam ich und stellte mich zur Zulassungsprüfung, die ich gut bestand. Anschließend richtete ich mich auch beruflich auf diese Aufgabe ein. Unsere Forschungsabteilung machte einen Vertrag zur Zusammenarbeit mit dem Polytechnischen Institut in Klausenburg, wir bauten Versuchsstände, die auch auf meine Dissertation ausgerichtet waren, und machten gemeinsame Versuche. Eigentlich stand einem Erfolg nichts mehr im Wege, die Referate und die Dissertationsarbeit waren fertig, mussten nur noch abgehalten werden. Zu den fachlich vorgeschriebenen Prüfungen standen die Termine bereits fest. Da zog die Partei ihre gegebene Empfehlung zurück, da es ihr nicht gelungen war, mich zum Parteimann zu küren. Das war’s dann.

Da ich in Mediasch an der Berufs-, Meister- und postlyzealen Schule 17 Jahre lang nebenberuflich unterrichtet hatte, bemühte ich mich auch in Deutschland um eine Dozentenstelle an einer Fachhochschule. Trotz gut bewerteten Probe-Vorlesungen scheiterten anfangs meine Bewerbungen an der gesetzlich vorgeschriebenen Promotion. Eine Befreiung von der „Doktortitelklausel“ könnte nur dann erfolgen, wenn ich den Nachweis von „promotionsadäquaten Tätigkeiten“ erbringen würde, teilte mir das Bayerische Kultusministerium mit. Zwei Erklärungen an Eides statt bestätigten mir diese Tätigkeit, doch dann kam wieder ein Rückschlag:

Der Große Marktplatz (König-Ferdinand-Platz) in Mediasch, vom Eingang in die Roth-Gasse aus gesehen, um 1947. Auf dem Platz steht noch das Axente-Sever-Denkmal, das 1948 dem heutigen Stadtpark weichen musste.

Die Gutachter müssen Doktoren sein, und das waren sie eben nicht, sie waren „nur“ Diplom-Ingenieure. „Eine Doktorarbeit kann nur von einem Doktor bewertet werden“, hieß es. Doch dann legte ich einige meiner wissenschaftlichen Berichte vor, darunter über Temperaturmessungen in Flammen, den „Coandă-Effekt“, und über thermoenergetische Einsparungen an gasbeheizten Öfen. Ich solle zur Bewertung zwei Probevorlesungen an den Fachhochschulen in Landshut und in München ablegen. Ich musste in Konkurrenz zu Doktor-Ingenieuren antreten und hielt die Vorträge, die gut bewertet wurden. „Herr Schuster, Sie haben Mut, sich gegen Doktoren zur Bewertung zu stellen, als Dozent müssen Sie aber den Doktortitel haben, das ist in Bayern so vorgeschrieben. Außerdem müssten Sie besser sein als die Doktoren, aber Sie waren nur genau so gut.“

Durchbruch in Rosenheim

Ein schwacher Trost. Dann passierte längere Zeit nichts, dann funkte es doch, der Durchbruch kam in Rosenheim, da eine Dozentenstelle an der Fachhochschule frei wurde. Was den Ausschlag gegeben hatte, habe ich nie erfahren. Ich erhielt die ausgeschriebene Arbeitsstelle als Dozent, auch ohne Doktortitel. Nachträglich erfuhr ich, dass bei der Vorlage meiner Akten (Ausschluss wegen Nicht-Bestehens in dialektischem und historischen Materialismus) bei der Kommission ein Lachanfall ausgelöst wurde.

Ich unterrichtete durchgehend als Freiberufler im Fachbereich Holztechnik 17 Jahre lang Maschinenelemente, technisches Zeichnen, machte Vorführungen und Versuche im Laboratorium, darunter Zerreißproben von Metallen und Spannungsoptik, und hielt auch Kolloquien ab. 1996 ging ich in Rente, unterrichtete aber weiter, bis ich mit 73 Jahren „ausgemustert“ wurde.

Es war kurz vor der Wende, als ein Dia-Vortrag an der Rosenheimer Fachhochschule angekündigt wurde zum Thema: „Transsylvanien aus der Sicht eines Westeuropäers.“ Im vollbesetzten Hörsaal sprach eine zierliche Dame aus Rumänien in sehr gutem Deutsch, und das klang nach einer kurzen Begrüßung etwa so: „Wenn sie mit dem Bus, Zug oder dem Auto in Rumänien einreisen, kommen sie durch die Städte Timişoara, Sibiu, Sighişoara und Braşov, und durch viele Gemeinden, wo sie sofort erkennen werden, dass die Häuser, so wie die Häuser in Deutschland aussehen …“ Ein Zwischenruf: „ Die sehen nicht nur so aus, das sind deutsche Häuser“. Unbeirrt ging die Rednerin in ihrem Thema weiter. „Und in Braşov steht ein Berg, das Wahrzeichen der Stadt, die Tîmpa“. Zweiter Zwischenruf: „Zinne heißt der Berg“. Unbeirrt redete sie weiter. Dritter Zwischenruf: „Wie hoch ist die Zinne?“ Da keine Reaktion erfolgte, ertönte der Zwischenruf wieder.

Da die Rednerin noch immer nicht reagierte, sagte ich laut „900 Meter“. Plötzlich stutzte sie und fragte: „Ja, von wo wissen sie das?“ „Ich habe in Kronstadt fünf Jahre lang studiert und kenne die Stadt und die Berge genau.“ Allgemeine Betroffenheit, aber dann ging der Vortrag weiter. Sie erzählte uns auch von verschiedenen Sehenswürdigkeiten und lobte das Land und die Menschen sehr. Wir hörten von Großrumänien, dem König Ferdinand, und dass das heutige Moldawien, vormals Bessarabien, eigentlich auch zu Rumänien gehören müsste.

Siebenbürgen an Ungarn?

Es fand keine Diskussion statt, aber nach dem Vortrag sprachen zwei Dozenten der Fachhochschule die Dame an und fragten sie, wie sie das mit Moldawien gemeint hätte, und ob sie dann auch in Erwägung gezogen hätte, dass Siebenbürgen an Ungarn zurückgegeben werden müsse. Die Diskussion wurde sehr lebhaft, ich wurde auch hinzugezogen, aber man einigte sich dann doch darauf, dass man die Geschichte nicht zurückdrehen sollte. Die beiden Dozenten waren Deutsche und Siebenbürgen-Kenner und begeisterte Skifahrer. Sie fuhren jedes Jahr in die Karpaten zu rumänischen, ungarischen und deutschen Bergfreunden.

Die Referentin hatte ursprünglich angekündigt, noch weitere Veranstaltungen über Rumänien zu halten, dann wohlweislich davon Abstand genommen. Durch diese Diskussionen wurden auch Erinnerungen wach, die dazu anregten, um über Alt-Mediasch nachzudenken, wo bis 1947 die Axente-Sever-Statue zwischen Gaslaternen auf dem König-Ferdinand-Platz stand.

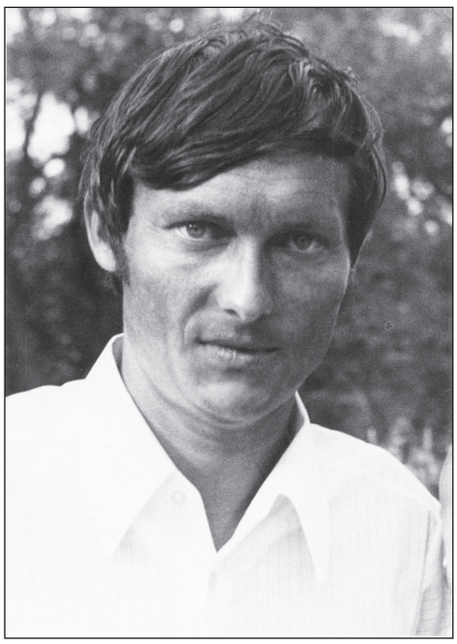
Der schlimmste Tag in meinem Leben

von Konrad Lehrer

Wir schrieben das Jahr 1971, Herbst 1971. Ich wohnte und arbeitete in Bukarest. Die Wohnadresse war ein Arbeitslager der Haftanstalt Văcăreşti und der Arbeitsplatz ein eingezäumtes und bewachtes Areal unter freiem Himmel. Mein Beruf: Hersteller von Randsteinen für den Straßenbau.
Ich war, weil ich versucht hatte, das Land illegal zu verlassen, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden. In der DDR wurde dieses Vergehen als versuchter „Grenzdurchbruch" bezeichnet.
Eines Tages, nach der Arbeit, wurde ich zur Direktion des Arbeitslagers gerufen. Mir wurde gesagt, dass ich morgen früh in Hermannstadt erwartet werde. In Zivilkleidung und in Begleitung eines Polizisten fuhr ich mit dem Nachtschnellzug Richtung Siebenbürgen. Im Abteil zeigte mir der Bewacher die Handschellen. Er sagte, laut Gesetz müsste ich mit angelegten Handschellen fahren. Jedoch sei er überzeugt, dass ich nicht flüchten werde.

Empfang in schöner Villa

Morgens wurde ich vor einer schönen Villa von Leuten in Zivil empfangen und in ein großes, helles Arbeitszimmer geführt. Hier saß an einem antiken Schreibtisch ein Mann, der mich mit der Frage empfing, ob ich wisse, wer er sei. Ich verneinte die Frage. Er sei der *Securitate*-Chef des Kreises Hermannstadt. Ob ich wisse, weshalb mich die *Securitate* nach Hermannstadt gebracht habe? Ich verneinte auch diese die Frage. Am Nachmittag sei in Mediasch eine große Veranstaltung, bei der sehr viele Sachsen anwesend seien. Und bei dieser Veranstaltung solle ich eine Ansprache halten. Ich sei der Abschaum, das „schwarze Schaf" der neuen sozialistischen Gesellschaft und ein negatives Vorbild für die Sachsen und die Jugend. Dies solle ich in dieser Ansprache zum Ausdruck bringen. Auf meinen Einwand, ich wäre bei der Formulierung der Rede überfordert, antwortete er, sie werde von einem Journalisten vorbereitet, und bis zum Nachmittag hätte ich genügend Zeit, das Geschriebene zu memorieren.
Und dann bot er mir noch ein hinterlistiges Geschäft an. Wenn ich die Ansprache auswendig lerne und bei der Wiedergabe keinen Satz vergesse, dürfte ich anschließend meine Mutter sprechen.
Die Schauveranstaltung fand im Caragiale-Saal, damals der Festsaal in Mediasch, statt. Erkennen konnte ich gar nichts, da die Scheinwerfer auf mich gerichtet waren. Außer mir haben noch vier weitere Redner gesprochen. Eine Kollegin und ein Kollege aus dem Forschungsinstitut „Chimigaz", an dem ich bis zu meiner Verhaftung als Diplomchemiker tätig war, ein Lehrer des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums und ein junger, rumänischer, mir unbekannter Mann, der unter anderem hervorhob, dass die Sachsen, wenn sie sich treffen, nur ein wichtiges Gesprächsthema haben: die Ausreise nach Deutschland.



Konrad Lehrer (Jahrgang 1942)

Omnipräsenz zeigen

Der Sinn dieser Schauveranstaltung war es sicherlich gewesen, einerseits die Omnipräsenz und die Macht der *Securitate* zu demonstrieren und andererseits die Verunsicherung und die Angst in der deutschen Bevölkerung zu schüren.
All diese Ziele wurden zur vollen Zufriedenheit der *Securitate* erreicht. Auch mit meiner Ansprache war die *Securitate* zufrieden. Ich durfte anschließend, unter Aufsicht, meine Mutter sprechen.

Zelle ohne Tageslicht

Zurück in Hermannstadt wurde ich von der *Securitate* in einer Zelle des Polizeigebäudes „entsorgt". Die Zelle befand sich im Keller ohne Tageslicht und hatte die Maße zwei mal drei Meter.
Das Mobiliar bestand aus einem Eisenbett und einer Lampe, die Tag und Nacht brannte. Das Essen war ungenießbar und war meistens eine ausgedünnte und versalzene Krautsuppe. Zur Toilette wurde ich mit verbundenen Augen geführt. Nie wurde ich in den Innenhof gebracht, um mal frische Luft zu atmen. Oft hörte ich nachts schmerzvolle Schreie infolge schwerer Misshandlungen.

Aussichtslose Situation

Was macht man in einer solch aussichtslosen Situation?
Ich habe täglich den Wärtern gemeldet, dass ich in der Untersuchungshaft fehl am Platz sei, da ich schon verurteilt sei. Nichts geschah.
Auch habe ich versucht, einer sinnvollen Beschäftigung nachzugehen. So hatte ich vormittags immer Unterricht. Ich war sowohl Lehrer als auch Schüler in einer Person. Meine Lieblingsfächer waren Turnen, Singen, Englisch und Chemie. Nachmittags habe ich Yoga gemacht und meditiert.
Kurz vor Weihnachten 1971, nach fast einem Monat Kelleraufenthalt, holte mich die *Securitate* ab, mit der Entschuldigung, sie hätte mich vergessen. Ich bin sicher, dass sie mich bewusst in der Zelle hat schmoren lassen.
Ich wurde in die Haftanstalt Hermannstadt gebracht …
Es sollte nicht die letzte Gefängnisstation in Rumänien während der Ceauşescu-Diktatur sein …

DIE SPENDEN WERDEN AUSSCHLIESSLICH DEM VON DEN SPENDERN ZUGEDACHTEN ZWECK ZUGEFÜHRT. DAMIT KÖNNEN HILFEN NACH MEDIASCH INSBESONDERE IM RAHMEN DER KIRCHENARBEIT UND ALTENHILFE GELEISTET WERDEN.

Vom 18. Oktober 2011 bis 4. April 2012 sind folgende Spenden eingegangen:

Für die Mediaschhilfe – Winterspende: Maurer Annemarie 25 €; Fabritius Angelika 100 €; Kelp Wilhelm 30 €; Mathes Christian 50 €; Buresch Horst in memoriam Alfred Karres 50 €; Karres Katharina in memoriam Alfred Karres 300 €; Bell Susanne 10 €; Barth Marianne15 €; Dr. Piringer Otto-Götz100 €; Limbasan Edith-Antje 32 €; Binder Otto 25 €; Preiss Hans-Georg 25 €; Gunesch Jutta 50 €; Mazanek Isolde 50 €; Wagner Marlene 50 €; Klingenspohr Heinz 20 €; Folberth Renate 20 €; Waedt Edda 30 €; Hammerbacher Hans-Jürgen100 €; Hammrich Johannes 50 €; Bunk Lucius 50 €; Arz v. Straussenburg Traute 50 €; Dr. Folberth Hans Joachim 50 €; Brandsch Ingmar 20 €; Buxbaum Hildegard 75 €; Keul Friedrich 10 €; Krestel Andreas 100 €; Grasser Brigitte 10 €; Auner Ilse-Maria 30 €; Schemmel Harald 50 €; Schneider Richard 30 €; Keul Helmut 10 €; Horvath Roswitha 15 €; Baumgärtner Elisabeth 20 €; Silex Karl 20 €; Friedl Waltraut 50 €; Caspari Erhard 25 €; Stolz Martin 30 €; Oczko Adolf 10 €; Folberth Lutz 29 €; Karres Samuel Reimar 75 €; Reindt Sara 10 €; Folkendt Georg 25 €; Heitz Dieter 30 €; Barth Ar nold 30 €; Schmidts Ilse 40 €; Ziegler Helmuth 50 €; Dr. Stefan Klaus Peter 25 €; Barth Maria 15 €; Derner Helmut 25 €; Stirner Horst 30 €; Schulz Wilhelm 30 €; Binder Herbert 25 €; Buresch Klaus 50 €; Bordon Gertrud 50 €; Beer Ingeborg 25 €; Seidner Ernst 40 €; Sarasin-Karres Marlies 29 €; Csaki Gerda 15 €; Bloos Georg 15 €; Servatius Hildegard 20 €; Szekely Ulrike 25 €; Popovici Ingeborg 50 €; Maksai Hilda 10 €; Halmagyi Erich 50 €; Schuster Hans 15 €; Adleff Annelore 25 €; Josephi Irmgard 30 €; Dr. Kinn Michael 35 €; Lassner Horst 80 €; Rosenauer Stefan 30 €; Dr. Litschel Hans-Dieter 50 €; Killyen Hans-Georg 25 €; Mathiasen Werner 75 €; Blahm Arnold 30 €; Schwörer Ingeborg 200 €; Brandsch Klaus-Werner 20 €; Györffy Frieda 40 €; Weinisch Bernd 50 €; Knall Hans 50 €; Aron Gertrud-Ingeborg 10 €; Thellmann Emma 15 €; Schmitz Otto 50 €; Popescu Petre15 €; Astalosch Johann 50 €; Fillinger Christa 10 €; Sill Alfred 20 €; Gutt Karlheinz 20 €; Vinouse Heidemarie 15 €; Prediger Karin 50 €; Eisert Gudrun 20 €; Keul Franz 50 €; Caspari Gerda 20 €; Schuster Walter 50 €; Binder Erhard 25 €; Andree Helmut 30 €; Hudak Anna 20 €; Teutsch Viktor 30 €; Istvan Johann 30 €; Hölzel Edith 20 €; Reiber Anna-Maria 50 €; Schön Kurt 55 €; Gonczy Erika 30 €; Kraus Reinhold 15 €.

Weitere zweckgebundene Spenden und Spenden an die HG allgemein: Stirner Hans, Friedhofsdokumentation 25 €; Schuster Günther, Replik orientalischer Teppich 50 €; Dr. Folberth Hans Joachim 30 €; Buresch Horst u. Helga, in memoriam Hedda Csiszar 30 €; Dr. Graeser Ortrud, Essen auf Räder 300 €; Bretz Reinhold 30 €; Schneider Monika, evangelische Kirche, 100 €; Dürr Roswitha 250 €; Linder Michael, Medischer Infoblatt 10 €; Auner Wilhelm 30 €; Letz Herbert 40 €; Glätzer Albert 10 €; Tănăse Michel 16,25 €; Letz Ekart 50 €; Wotsch Udo 35 €; Graffius Hans 35 €; Wagner Klaus 19 €; Roth Wilhelm 50 €; Lukas Wilhelm, evangelische Kirchengemeinde 25 €; Schuster Günther 100 €.

Wir bedanken uns bei allen Spenderinnen und Spendern auf Herzlichste und bitten auch in Zukunft um Ihre großzügige Unterstützung, um den gemeinnützigen und wohltätigen Aufgaben des Vereins auch weiter gerecht werden zu können.

An dieser Stelle sei eine Mitteilung in eigener Sache gemacht. Wir möchten auf eine wiederholt gestellte Frage antworten und darauf hinweisen, dass die HG Mediasch für Spendenbeträge über 50 Euro dem Spender unaufgefordert und kurzfristig eine Spendenbescheinigung zusendet. Spender, die uns Beträge von 50 Euro oder darunter zukommen lassen, erhalten natürlich auf Wunsch ebenfalls eine Spendenbescheinigung. Bitte teilen Sie uns diesen Wunsch telefonisch, brieflich oder per E-Mail mit. Sollten Sie keine Bescheinigung erhalten haben, obwohl Sie über 50 Euro gespendet oder eine Bestätigung angefordert haben, teilen Sie uns dies mit. Oft hat so etwas eine einfache Erklärung, da kann ein Adresse in unserer Mitgliederliste falsch darin stehen, oder ein Brief verloren gegangen sei. Nur wenn wir wissen, dass etwas schiefgelaufen ist, können wir Maßnahmen ergreifen, damit es in Zukunft besser läuft. Teilen Sie uns vor allem zeitnahe eventuelle Adressen- oder Kontoänderungen mit, damit wir Sie zuverlässig erreichen können, damit unser *Infoblatt* Sie pünktlich erreicht und dass Beitragsabbuchungen nicht ins Leere laufen, denn damit sind nicht unerhebliche Kosten verbunden.

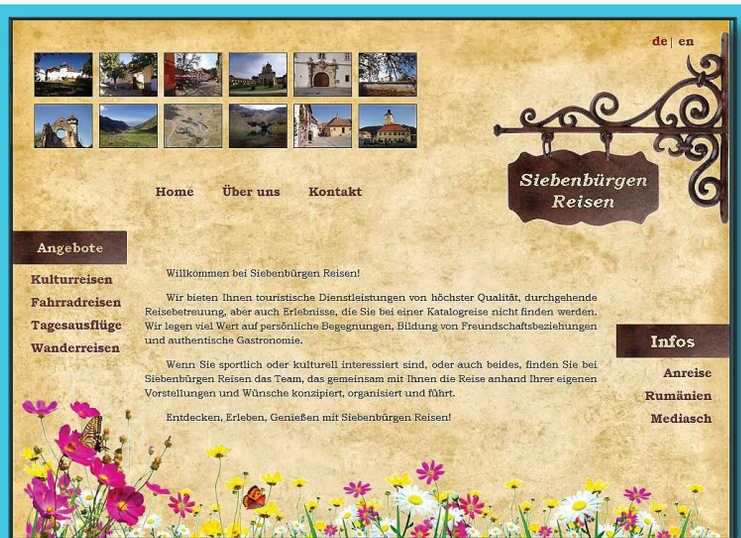
DIE GEMEINSCHAFT DER MEDIASCHER DANKT ALLEN SPENDERN!

100 Jahre Neubau des Stephan-Ludwig-Roth-Gymnasiums

Sonderheft des Mediascher Infoblattes – für Dezember 2012 geplant

Renoviertes Relief und Rohbau des Gymnasiums (siehe auch Seite 6)

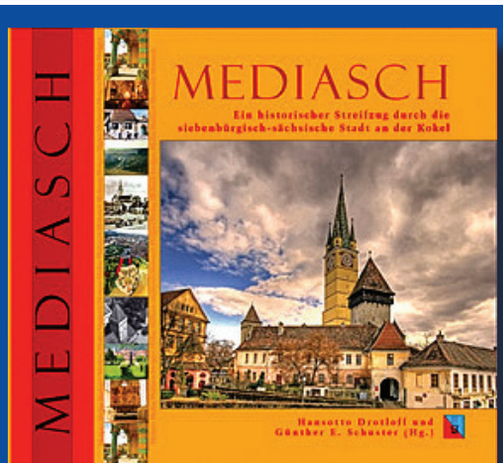
Diana Nistor und Cătălin Mureşan, zwei der evangelischen Kirche und der HG Mediasch eng verbundene junge Menschen (Seite 14), haben ein Reiseunternehmen gegründet, auf das wir hier aufmerksam machen wollen. Sie bieten interessierten Besuchern eine bunte Palette von Reisen mit den Schwerpunkten Siebenbürgen, Nordmoldau und Maramureş an. Dazu gehören nicht nur klassische Busreisen, sondern auch Aktivreise-Angebote wie Wanderreisen und Fahrradtouren. Von der Planung, Organisation, Buchung bis hin zur Begleitung vor Ort decken sie ein breites, individuell abrufbares Leistungsspektrum ab und führen langjährige Erfahrung als Reiseleiter für sich ins Feld. Näheres finde Sie in der Rubrik *Nachrichten* auf unserer Website www.mediasch.de Oder Sie nehmen direkt Kontakt mit den jungen Unternehmern auf:



www.siebenburgenreisen.com E-mail: office@siebenburgenreisen.com Telefon: +40741137566

Die Heimatgemeinschaft Mediasch hat in Zusammenarbeit mit dem Schiller Verlag ein stattliches Buch entstehen lassen, das ein im wahrsten Sinne farbenfrohes Bild des historischen Mediasch von seiner Gründung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts entwirft. 352 Seiten stark, im Großformat 24 mal 24 Zentimeter und mit nahezu eintausend Bildern – hinter den nüchternen Zahlen verbirgt sich ein Buch, in dem etwas vom vergangenen Leben in unserer Heimatstadt in Erinnerung gerufen werden soll.

In sechs großen Abschnitten nähern sich die Autoren der Stadt in einer Art kreisenden Bewegung in Raum und Zeit. Der Streifzug beginnt mit dem landschaftlichen Umfeld, wendet sich dann dem in fernen Zeiten – in Wort und Bild – fixierten Portrait der Stadt zu, um sich schließlich in seinem Mittelteil auf das historische Zentrum zu konzentrieren. Vier Rundgänge führen um das Kastell als ältester Verteidigungsanlage, rund um die Stadtmauer, zu den Sakralbauten und schließlich durch die Straßen und Plätze der Altstadt. Dem Leben in Alt-Mediasch – der wirtschaftlichen Entwicklung, der Geschichte von Schule und Bildung und dem Vereinsleben – ist ein weiterer Abschnitt gewidmet, ehe das Buch mit einer „Medwischer Chronik“ endet, einem Abschnitt, der weit mehr bietet als nur eine Aneinanderreihung historischer Ereignisse, wie der Titel vermuten lässt ...“ (HG Mediasch)



24x24 cm, fester Einband (Hardcover), 352 Seiten, rund 1000 Fotos. Zu beziehen über den deutschen Buchhandel, bei der HG Mediasch oder direkt beim Verlag (Tel. 0228-909 195 57, E-Mail: verlag@schiller.ro oder Bestellung auf der Website www.schiller.ro)